

Die Gartenlaube

Stadt
Bucherei
Albing

1932. Nr. 39
Berlin, 29. September



Beim Sonntagsschwatz

30 Pf. zuzüglich ortsübl.
Zustellungsgebühr
60 Groschen. 10 cents U.S.A.

Vom Ohr zum Herzen

Frau Gertie. Sie möchten wissen, ob Ihr Mann „ein Recht hat“, einen „fürchterlichen Krach zu schlagen“, wenn er beim Nachhausekommen die Post nicht auf seinem Schreibtisch vorfindet.

Aber das Recht auf Krach ließe sich freilich lange streiten; aber warum machen Sie eine Staatsfrage daraus, anstatt dem Wunsch Ihres Mannes zu entsprechen? Nur nicht gleich jedes in der Hitze des Gefechts gesprochene Wort auf die Waagschale legen! Mag es Ihnen ein kleiner Trost sein, daß Sie dies Schicksal nicht allein tragen, denn manche Ehemänner lieben es scheinbar, zu verallgemeinern, und reden gern von „immer“ und „dauernd“, wenn ihnen einmal ein Kragenknopf fehlt oder eine Manschette nicht richtig gebügelt ist. Ein solches „Gewitter“ nimmt eine kluge Frau hin, ohne mit Donner zu erwidern.

Frau Maria. Sie sind 35 Jahre alt, seit vier Jahren Witwe und haben vor längerer Zeit einen 26jährigen Mann kennengelernt, der Sie heiraten möchte.

Ich habe an dieser Stelle schon einmal zu dem gleichen Thema antworten müssen, aber aus Ihren Zeilen spricht soviel echte Herzensnot und so viel ehrliches Streben nach Klarheit, daß ich dennoch ausführlich darauf eingehen möchte. Fest steht, Sie lieben den Mann und werden geliebt. Aber während er im großen Überschwang seines Gefühls und mit dem ganzen Optimismus seiner Jugend alle Bedenken beiseiteschiebt, sehen Sie als reife Frau vorausschauend in die Zukunft, und, mehr besorgt um sein Glück als um Ihres, sind Sie bereit, das Opfer des Verzichts zu bringen, um den geliebten Mann vor einem Schritt zu bewahren, den er vielleicht einmal bereuen könnte. Ich habe Ihren Konflikt absichtlich noch einmal klar herausgestellt, denn in dieser Gegenüberstellung sehe ich schon drei Momente, die für eine Ehe günstig sind. Die große Liebe des Mannes, die sich nicht in einem Spiel verzetteln, sondern Ernst machen will; das durch keine Sehnsucht auszulöschende Verantwortungsgefühl der Frau und als drittes — ihre Opferwilligkeit. Diese Opferwilligkeit wird sich in der Ehe bestätigen müssen; vielleicht nicht so bald, vielleicht erst in zehn Jahren, vielleicht — denn es geschehen immer noch Wunder — gar nicht. Aber rechnen müssen Sie damit und innerlich bereit sein und bleiben. Wenn Sie diese Kraft haben, wenn Sie die Möglichkeit einer so vom Ich gelösten Gerechtigkeit besitzen und wenn Sie zu jenen Menschen gehören, die nicht nur mit dem Wort, sondern mit der Tat die Erkenntnis beweisen, daß man für jedes Glück irgendeinmal und in irgendeiner Form bezahlen muß, dann können Sie den Schritt zur Ehe mit dem viel jüngeren Mann

wagen. Sie schildern mir mit solcher Freude, wieviel Sie zwei sich menschlich zu geben haben, wie dankbar Ihr Freund für die gute Kameradschaftlichkeit ist, die Sie ihm beweisen; das sind Dinge, die unabhängig vom Altern erhalten bleiben können. Aber noch ein Gefühl wird Ihnen Helfer sein, dessen Sie sich noch nicht bewußt sind und das in Ihrem Brief doch schon hinter den Zeilen steht. Ich meine Mütterlichkeit, jene Mütterlichkeit, die bei jeder echten Frau auch in der Liebe zum Gatten lebendig ist. — Ich kann ja nur nach Ihrem Brief urteilen, nach dem Bild, das er übermittelt; Sie selbst aber wissen, wie weit Sie zu Ihren einzelnen Worten zu stehen vermögen, und danach werden Sie entscheiden können.

Mutter Hertha. Sie haben vor zwei Monaten Ihr zehnjähriges Töchterchen in eine Erziehungsanstalt gegeben. Das Kind schreibt heimwehtränke Briefe, und Ihr Mann möchte es deshalb sofort nach Hause holen.

Da die Gründe für das Fortgehen des Kindes doch sehr gewichtige waren, würde ich lieber noch etwas warten. Die erste Zeit in fremder Umgebung ist ja erfahrungsgemäß für ein Kind immer die schwerste, und manches Kind braucht längere Zeit, um sich einzuleben, als andere. Ehe Sie einen Entschluß fassen, müßten Sie doch noch einmal eine mündliche Aussprache mit der Schulleitung suchen.

Helene. Ihre Frage, ob lange Haare demnächst wieder modern werden, kann ich Ihnen wirklich nicht beantworten; jedenfalls würde ich mir nicht schon jetzt graue Haare darüber wachsen lassen.

Kränzchen. Sie haben in Ihrem Kränzchen darüber gestritten, ob der kameradschaftliche Mann von heute mehr oder weniger Kavalier sei als der Mann früherer Zeiten, die noch kein Frauenstimmrecht kannten.

Die Damen scheinen trübe Erfahrungen gemacht zu haben; trotzdem erscheint mir Ihr Urteil etwas hart. Kameradschaftlichkeit zwischen den Geschlechtern braucht an und für sich kein Anlaß zu sein, daß der stärkere dem schwächeren Kameraden nicht größere Rücksicht erweist. Und wenn es auch vorkommt, daß Herren den Damen diese Rücksicht mit der Begründung verweigern, die Frauen hätten ja nun ihr Frauenstimmrecht und somit keine Ausnahmestellung zu fordern, so wird dies bestimmt gerade von ihren Geschlechtsgenossen als peinlich empfunden werden. Um gerecht zu sein, muß man aber auch zugeben, daß leider immer wieder Frauen durch eine unnötige und allzu laute Überbetonung ihrer „Gleichheit“ (während es sich in Wirklichkeit um Gleichwertigkeit handelt), überhaupt durch ihr ganzes Benehmen manche Inkorrektheit geradezu herausfordern. Aber sprechen Sie doch einmal mit Ihren „Kameraden“ ganz ehrlich und sachlich über das Thema. Wenn gerichtet wird, so muß man wenigstens dem Angeklagten Gelegenheit geben, sich zu verteidigen!

Das Jahrbuch für den Gartenlaube-Leser:

Gartenlaube Kalender

Für 365 Tage ein treuer Berater und ein stets amüsanter Unterhalter
FÜR NUR 1 MARK

ist auch der neue Jahrgang des überall beliebten Gartenlaube-Kalenders. Mit vielen schönen Bildern — Zeichnungen und Photographien — ist der gut ausgestattete, ansprechende Band, der 250 Seiten Umfang hat, geschmückt.

Der erste Teil enthält neben dem hübschen Kalendarium eine Fülle beratender und statistischer Angaben, eine interessante Übersicht der wichtigsten Geschehnisse vom 4. Juli 1931 bis 1. Juli 1932 sowie einen Arbeitskalender für den Kleingärtner! Der Unterhaltung ist der zweite Teil gewidmet: Sven Hedin, Wilhelm von Scholz, Fritz Skowronnek, Thea Malten und viele andere sind mit Beiträgen vertreten!

In keiner Familie, in der die Gartenlaube gelesen wird, darf der Gartenlaube-Kalender fehlen!

Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl) G.m.b.H., Berlin SW 68

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Leserkreis darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 6-gelappte Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G.m.b.H. Hauptschriftleitung: Heinz Amlung in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Wöhr, Wien, Döngasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35–41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11–1 Uhr. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G.m.b.H., Berlin.



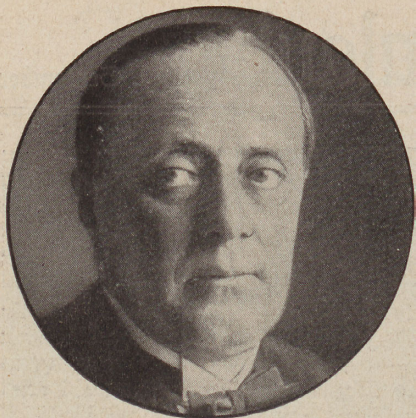
Der Reichspräsident Paul von Hindenburg

feiert am 2. Oktober seinen 85. Geburtstag

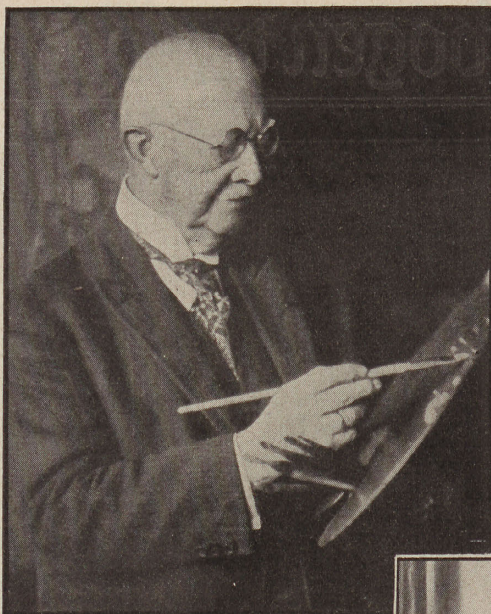
Umjubelt von einer großen Volksmenge, nahm der Generalfeldmarschall in alter Frische und Rüstigkeit an den diesjährigen Manövern der Reichswehr bei Fürstenberg an der Oder teil

Aufnahmen Scherl

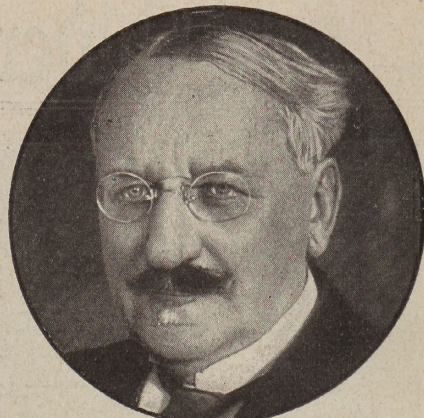




Graf Manfredi Gravina,
der Kommissar des Völkerbundes in Danzig,
starb an den Folgen einer Operation. In ihm,
dem Enkel Cosima Wagners und dem
Urenkel Franz Liszts, vereinigte sich deutsches,
italienisches, französisches und ungarisches Blut,
eine Mischung, die ihn zu einer unparteilichen
und gerechten Ausübung seines verantwortungs-
vollen Amtes befähigte. Aufn. Scherl



Prof. Wilhelm Beckmann,
bekannter Maler, langjähriger Mitar-
beiter der „Gartenlaube“, ist 80 Jahre
alt geworden. Aufn. Scherl



Der bekannte Romanschriftsteller, unser
Mitarbeiter **Fedor von Zobeltitz**
begeht am 5. Oktober seinen 75. Geburtstag
Aufn. Photothek



Links:
Dem Maler **Karl Storch,**
den unsere Leser von seiner künst-
lerischen Mitarbeit an der „Gartenlaube“
kennen, wurde der Rompreis in Gestalt
eines mehrmonatigen Aufenthaltes in
Italien zuerkannt. Aufn. Scherl



Prof. Max Slevogt,
der berühmte Berliner
Maler und Radierer,
starb im 64. Lebensjahr
an den Folgen eines
Herzleidens



**Der Königin-
Luise - Bund**
des Landesverbandes
Grenzmark fand sich
in Potsdam zu einer
großen Kundgebung zu-
sammen; das Kron-
prinzenpaar begrüßte
die Teilnehmerinnen
Aufn. E. Eidgrün

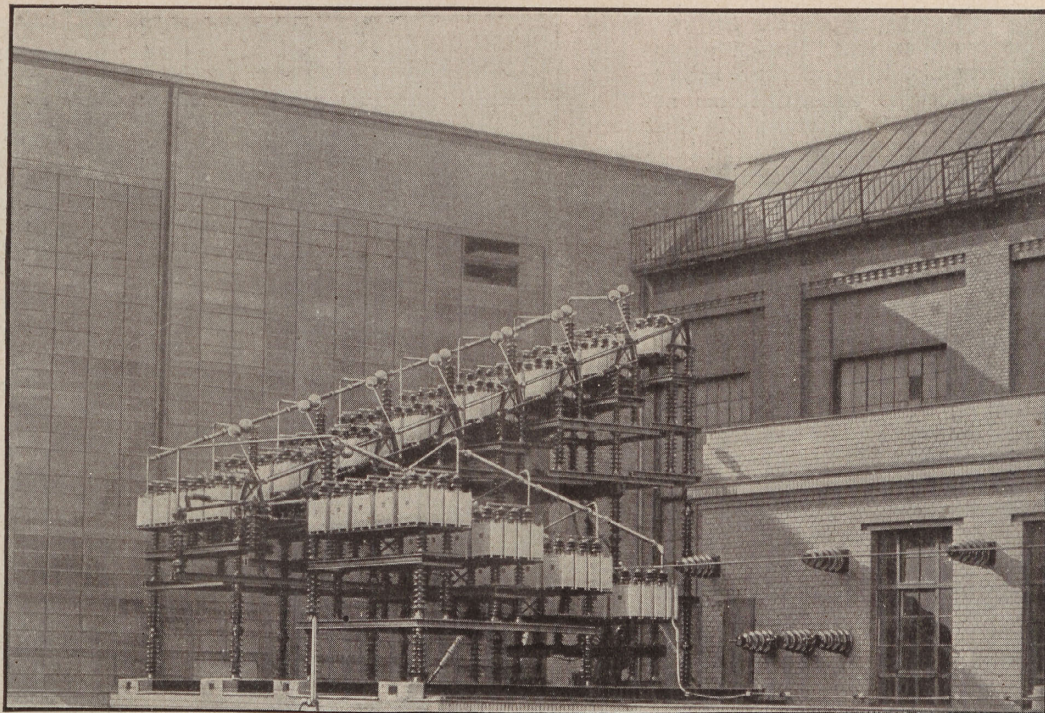
Der Schuß ins Atom

Künstliche Blitze mit
2,4 Millionen Volt

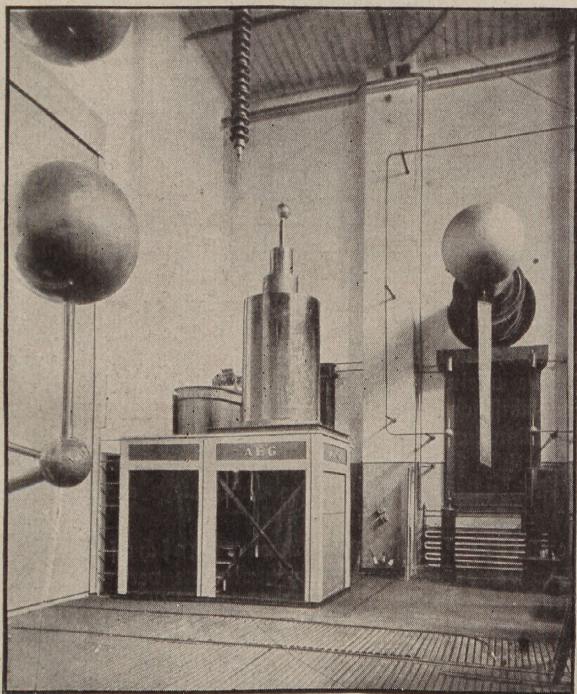
von

Otto Kappelmayer

Man wird sich noch daran erinnern, daß deutsche Forscher (Brasch, Lange und Urban) auf dem Monte Generoso die Gewitter-Elektrizität einfingen — und mit der ungeheuren Spannung von 10 Millionen Volt, welche sie hierbei erreichen konnten, Atomzertrümmerungsversuche durchführten.



Die 2,5 Millionen Volt Kondensatorbatterie mit der die Atomzertrümmerungsversuche ausgeführt werden



Röhrenanordnung von Dr. Brasch und Dr. Lange zur Erzeugung schneller Kathodenstrahlen. (Versuchsanlage im Hochspannungslaboratorium der AEG in Berlin-Oberschöneeweide)

Die Forschungen wurden aber später abgebrochen, da die atmosphärische Elektrizität ein sehr unzuverlässiges physikalisches Hilfsmittel war; inzwischen gelang es, im Hochspannungslaboratorium der AEG. zu Berlin-Oberschöneeweide eine Spannung von 2,4 Millionen Volt zu erzeugen. Der Weg zur Herstellung dieser enorm hohen Spannung — sie ist zehnmal so groß wie diejenige unserer Höchstspannungs-Fernleitungen — ging über Kondensatoraufladungen. Man baute eine riesige Kondensatorbatterie auf, welche durch elektrischen Strom geladen wird und sich im Moment des Einschaltens mit einem Knall entlädt, der dem Abschuß eines 38-Zentimeter-Langrohrgeschützes gleichkommt. Also sozusagen eine Elektrifiziermaschine von gigantischen Ausmaßen! Der Entladungsstoß dauert zwar nur weniger als eine tausendstel Sekunde, aber er genügt, ähnliche Wirkungen hervorzurufen wie ein Blitz; denn die Schlagweite eines Funkens von dieser Spannung beträgt ja mehrere Meter. (Tatsächlich wird die Spannung auch nicht mit einem Voltmeter gemessen, sondern aus

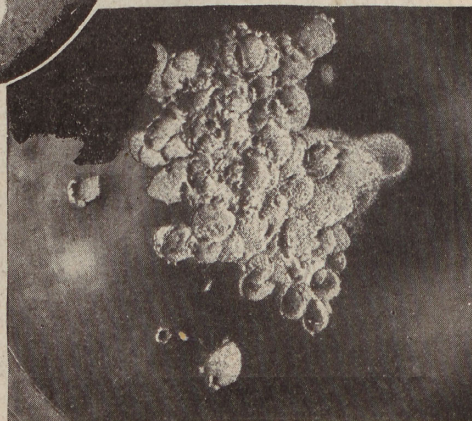
der Schlagweite des Funkens berechnet!) Diese Anlage ist nun schon mehrere Monate in Betrieb, die Erfahrungen, welche damit gesammelt worden sind, werden gegenwärtig dazu ausgewertet, eine noch größere Anlage zu bauen, welche etwa 8 Millionen Volt Spannung ergeben soll.

Die neue Röntgenröhre. Die größten Röntgenröhren, welche in der Medizin bisher verwendet worden sind, arbeiten mit Spannungen von etwa 300 000 Volt. Um die Spannung von 2,4 Millionen Volt zur Erzeugung von Röntgenstrahlen auszunutzen, mußte man also eine ganz neue Elektronenstrahlröhre bauen, die nicht mehr aus Glas, sondern aus aufeinandergeschichteten Stahl- und Hartgummiringen besteht. Wie bei einer Röntgenröhre bildet sich beim Anlegen der hohen Spannung zwischen beiden Polen der fast luftleeren Röhre eine leitende Strahlenbrücke aus, welche aus Billionen der kleinsten Elektrizitätsteilchen, nämlich der Elektronen, besteht. Es sind die gleichen Elektronen, die in den Radoröhren unseres Rundfunkempfängers von der Kathode zur Anode wandern.

Was sind Elektronen? Elektronen sind die kleinsten Teilchen der Materie, welche den schweren Zellkernen des Atoms umkreisen, wie die Planeten die Sonne. Sie erreichen eine höhere



Wirkungen von schnellen Elektronen auf Metalle (Aluminium). Die Strahlen verursachen kraterähnliche Löcher und Schmelzungen des Materials



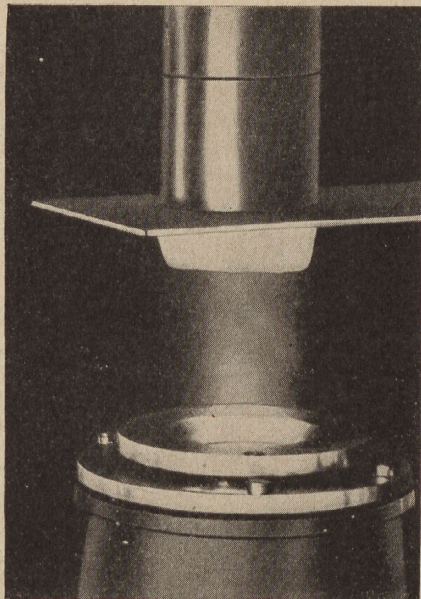
Krater- und Nasenbildung auf einer Messingplatte infolge Auftreffens schneller Kathodenstrahlen

Bahngeschwindigkeit als alle Sterne. Während das Atom einen Durchmesser von einhundertmillionstel Zentimeter hat, beträgt der Durchmesser eines Elektrons nur den zehntausendsten Teil hiervon. Die Elektronen sind außerordentlich leicht; denn der Atomkern wiegt drei- bis viertausendmal soviel wie alle Elektronen eines Atoms zusammen, obwohl er nur etwa die gleiche Größe hat wie ein einziges Elektron.

Die Atombeschießung. Schießt man mit solchen Elektronenkugeln auf ein Atom, dann könnte man dessen Kern zertrümmern, wenn man gerade trifft — und wenn die Kraft des Geschosses groß genug ist. Das bedeutet, daß das Elektron eine ungeheure Geschwindigkeit haben müßte! (Mindestens hunderttausend Sekunden-Kilometer!) Nun hängt aber die Laufgeschwindigkeit der Elektronen von der Höhe der Spannung ab, die wir an die Elektronenröhre anlegen. Während die Engländer bisher nur Spannungen von etwa einer halben Million Volt zur Verfügung hatten, stehen den deutschen Forschern Bruch und Lange mindestens die fünffachen Spannungen zur Verfügung. Also werden ihre Elektronengeschosse auch mindestens fünfmal so wirksam sein. Sie erreichen tatsächlich Geschwindigkeiten bis zu zweihundertsiebenzigtausend Sekunden-Kilometer.

Eine Minute Relativitäts-Theorie. Bei so hohen Geschwindigkeiten aber — sagt die Relativitäts-Theorie — nimmt die Größe des Geschosses immer mehr zu. Sie steigt sogar schneller, als die Geschwindigkeit wächst! Das bedeutet, daß unsere 2,4-Millionen-Volt-Elektronen mindestens fünfmal so groß sind wie diejenigen, welche bisher für die Atomzertrümmerung zur Verfügung standen.

Atomzertrümmerung. Wenn man mit so großen und wirksamen Geschossen auf das Atom ein Bombardement eröffnet, dann kann man den Atomkern jedes Elements zertrümmern. Bei den älteren Versuchen — der Leser erinnert sich an die berühmten



Durch ein „Lenardfenster“ austretende schnelle Elektronen bringen die Luft und einen darunter befindlichen Kalkspatkristall zum hellen Leuchten

Merkwürdige Durchschläge in einer von schnellen Elektronen getroffenen Cellonplatte

Atomzertrümmerungen von Rutherford — mußte man eine Milliarde Elektronen auf den Kern schießen, um einen einzigen Treffer zu landen! Mit der neuen Elektronen-Kanone aber erzielt man schon auf eine Million Schuß einen Volltreffer. So gelang es den deutschen Forschern, alle Atome zu zerschlagen, welche in die Geschosbahn der Elektronen-Kanone gebracht wurden! Also auch das berühmte Quecksilber- und Bleiatom, aus welchem schon die Alchimisten künstliches Gold machen



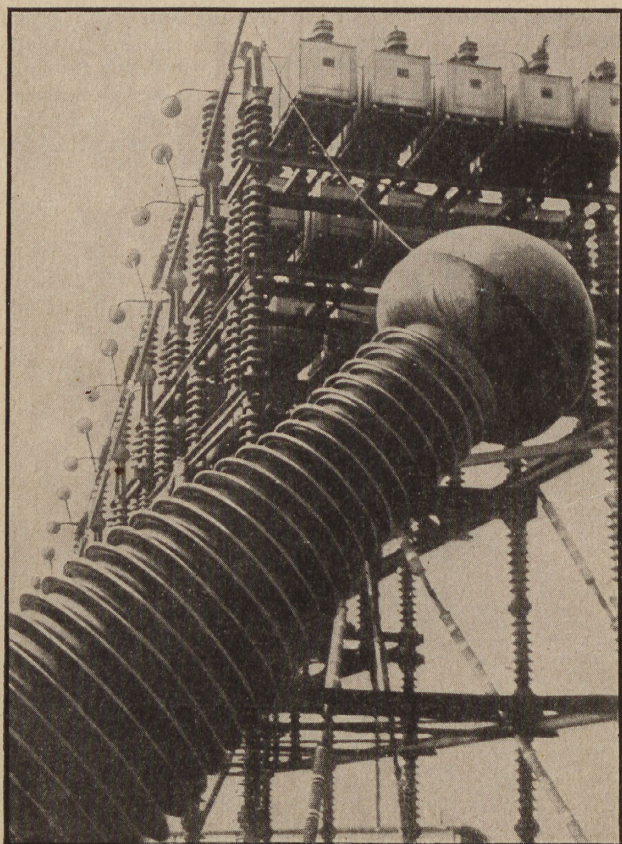
wollten; denn im Tempel der Elemente folgt ja auf das Quecksilber mit dem Atomgewicht 80 das Gold mit dem Atomgewicht 79 —, und es ist ja immer so, daß beim Zerschlagen eines Atomkernes als Abbauprodukt das Element mit dem nächstniedrigen Atomgewicht entstehen muß! —

Künstliches Gold. Tatsächlich gelang es, auf diesem Wege künstliches Gold aus Blei zu gewinnen. Die Sache hat nur den einen Haken, daß bei einem Strompreis von 2 Pfennig pro Kilowattstunde allein die aufgewendete Elektrizität für ein Kilogramm künstliches Gold sechshundert Millionen Mark kosten würde. Man kann also künstliches Gold machen — aber während das natürliche Gold ungefähr zweitausendachthundert Mark das Kilo kostet, würde das künstliche Gold mehr als zweihunderttausendmal so teuer werden!

Die Wirkung der Elektronengeschosse. Ein einziger Schuß aus unserer Elektronen-Kanone verursacht in einer ein Zentimeter starken Aluminiumplatte einen Einschlag, der etwa der Wirkung eines Revolverschusses von neun Millimeter Kaliber gleichkommt. Mit einem Duzend Einschlägen kann man die Platte vollkommen durchlöchern. Wenn man einen faustgroßen Kalkspatkristall beschießt, dann leuchtet er stundenlang in intensivem Kaltlicht nach! —

Dr. Beck-Berlin hat festgestellt, daß die neuen Elektronenstrahlen über sechs Millimeter tief in lebende Gewebe eindringen, während die härtesten Röntgenstrahlen, die wir bisher kannten, nur einen zehntel Millimeter tief eindringen. — Bakterienkulturen werden schon durch einen einzigen Schuß in ihrer Entwicklung gehemmt — und nach mehreren Beschießungen abgetötet. Der Blutfarbstoff verwandelt sich nach einem einzigen Schuß derart, daß eine Radiumbestrahlung von zwölf Stunden notwendig wäre, um die gleiche Wirkung hervorzurufen. Nach mehrfachen Versuchen ist es sogar schon gelungen, beginnende Krebsgeschwüre an Versuchstieren zur Abheilung zu bringen.

Somit sind die Aussichten der 2,4-Millionen-Volt-Strahlen auch in der Medizin von allergrößter Zukunftsbedeutung. Aber man muß natürlich noch mehrere Jahre warten, bis die Mediziner so weit sind, daß sie die Strahlen überhaupt beherrschen und sie gefahrlos in den Dienst der leidenden Menschheit stellen können. Jedenfalls ist die Wirkung des Radiums himmelweit übertroffen; denn eine einzige Röhre hat eine Strahlkraft, welche zehntausend Kilogramm Radium ersetzen könnte!



Große Porzellandurchführung für 2,5 Millionen Volt

Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

3. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Carlota Gallas dachte an sich selbst und an die Zeit, in der sie jung war. Die Augen gefielen ihr und die klaren, offenen Züge. Das andere —? Doña Carlota hatte in einem langen Leben gelernt, Menschen in ihren Augen zu suchen und zu finden. Ich will es dir leicht machen! dachte sie. Nicht schwer! Wenn ich noch einmal jung wäre, ob ich dann wohl ebenso ausfähe? Das alles dauerte nicht eine Sekunde; dann machte die Generalin einen Schritt nach vorn.

„Das ist Fräulein RENA Adriani, Tante Carlota!“ sagte Heinold.

Die war herangekommen und küßte die schmale Hand der alten Dame. Weil sie den Hut im Wagen gelassen hatte, fiel die eigenwillige Haarsträhne nach vorn.

„Willkommen auf Mar y Sol!“ hörte RENA. „Sie sollen sich hier heimisch fühlen!“

„Ich —“ Zu dumm! Sie hatte sich alles, was sie hatte sagen wollen, auf der Fahrt so schön überlegt, und jetzt schlug ihr das Herz im Halse und ließ kein Wort durch.

„Ich —“

Ein Arm legte sich um ihre Schulter, stützte sich leicht, zog sie mit sich. „Kommen Sie, Fräulein RENA! Wir werden noch genug Zeit für all das haben, was wir uns sagen wollen.“

So betrat die Studentin RENA Adriani den Boden von Mar y Sol.

* * *

RENA hatte sich gewaschen und war ans Fenster getreten, hatte die Gardinen zurückgezogen und sah auf Garten und Meer. Das also war ein südlicher Frühling! Eine üppige Pflanze mit vielen dunkellila Blüten kletterte am Hause empor und rankte das Fenster ein. Die sonnenwarme Luft schwirrte leise von Tieren, die man nicht sehen konnte. Das war schön. Das schönste aber war das Meer, zu dem man sicher auf dem Weg, der sich dort an der Palmengruppe vorbeizog, hinuntergehen konnte.

Der kleine Koffer, der die Toilettensachen enthielt, stand offen, aber RENA konnte sich nicht entschließen, ihn auszupacken. Später — später!

Die dralle SOFIA störte sie auf. Sie sprach Mallorquinisch und Spanisch untermischt, das Spanische aber nur für die Señorita. Es war nicht leicht zu verstehen.

„Die Excelencia schickt mich, um zu helfen.“

„Wobei?“

„Bei den Koffern!“

Nein, RENA wollte jetzt nichts tun. Ob Doña Carlota sie erwartete?

„Die Excelencia ist nach La Granja gegangen.“

La Granja? Das hieß eigentlich „die Meierei“. RENA wollte Näheres wissen.

Auf La Granja saß Benito, der Pächter, und es sei das Haus oben an der Straße. Die Olivenbäume und die Mandelbäume gehörten zu La Granja, das die Wirtschaft sei und auch ein Herrenhaus habe, das aber leer stehe. Mar y Sol sei das Schloß.

„Hat die Excelencia etwas für mich hinterlassen?“

Das Mädchen grinste dumm. „Nein.“

RENA schickte sie fort und ging hinunter. Am Patio, dem offenen Hof, auf den alle unteren Räume mündeten und in dem auch Palmen standen, erhob sich eine Art Windhund.

„Das ist Bella“, erklärte SOFIA, die sich in RENAs Nähe gehalten hatte.

Das Tier besah sie mit klugen Augen, dehnte sich, kam näher, wedelte leicht und drängte seine kühle Schnauze in ihre Hand.

„Du weißt, daß ich Hunde gernhabe“, sagte RENA. „Willst du mitgehen, Bella?“

Der Hund verstand und blieb an ihrer Seite, als sie durch den Garten ging. Natürlich den Weg nach dem Meer hinunter. Vielleicht war es nicht richtig? Sie hätte oben bleiben sollen, warten? Aber Sonne und Wasser

loften; man mußte wenigstens einmal die Hand ins Meer getaucht haben, nur einen Augenblick auf einem der Steine sitzen. Man mußte sich mit all diesen Dingen stellen. Nur fünf Minuten . . .

Es wurde eine halbe Stunde daraus. Und als Rena wieder heraustrat, saß Heinold vor dem Hause in einem der Langstühle.

„Bella hat schon Freundschaft mit Ihnen geschlossen?“ lächelte er. „Haben Sie Achtung vor ihrem Stammbaum! Diese Hunde stammen noch von den Phöniziern und sind eine der Eigentümlichkeiten Mallorcas.“

„Es ist wunderschön hier!“ sagte sie leise. „Ich hoffe, daß Doña Carlota — oder soll ich ‚Excelencia‘ sagen, wie die Leute hier? — mit mir zufrieden ist.“

„Bleiben Sie bei der alten Anrede!“ riet er ihr. „Warum sollte Doña Carlota nicht zufrieden sein?“

Nun mußte sie auch lachen. „Es gibt viele alte Exzellenzen in Eisenach, die mit Mutti zusammenkommen. Mutti wohnt in Eisenach — Sie wissen ja. Und die sind mit der jungen Generation durchaus nicht immer einverstanden. Sie werfen uns schrecklich viel vor: den eigenen Kopf, die Selbstverständlichkeit unsrer Art, mit jungen Leuten zu verkehren, unser Bestreben, zuerst einmal in einem Beruf unterzukommen und nicht von Anfang an ans Heiraten zu denken. In Berlin merke ich das gar nicht; aber wenn ich nach Eisenach komme, ist's, als läge das in einer andern Welt.“

Er beruhigte sie. „Tante Carlota ist nicht in Eisenach alt geworden.“

„Aber sie war in einer Zeit jung, deren Denken ich mir einfach nicht vorstellen kann.“

Er schob ihr einen Stuhl hin. „So viel Probleme, Fräulein Adriani?“

Der belehrende Ton ärgerte sie. Warum gab er sich nur immer älter, als er war? Hansing, bei dem sie ihre letzte Vorlesung gehört und der ihr noch so nette Sachen gesagt hatte, schien ihr viel, viel jünger. Der Kopf wollte schon wieder eigenwillig in den Nacken, aber sie unterdrückte die Bewegung. „Wir weichen Problemen nicht aus — wir!“ Das klang wie ein Kampfruf und zog eine gewollte Grenze: Hier stehe ich, und du stehst da! Wenn du es nicht begreifen kannst — du wirst es wohl einmal begreifen müssen . . . Nur keine Kompromisse! —

Auch oben in La Granja sprachen sie von Rena. Doña Carlota ging, wenn sie auf Mar y Sol wohnte — und das tat sie fast das ganze Jahr, denn das dunkle Stadthaus in Palma mochte sie nicht —, fast jeden Tag in die Wirtschaft, um Benito auf die Finger zu sehen. Julia begleitete sie.

„Du hast die Señorita gesehen?“ fragte die Generalin.

Die Alte schien nicht gehört zu haben.

Der Stoch der Generalin stieß hart auf. „Du wirst alt und einfältig, Julia, aber taub warst du bisher noch nicht!“

Julia gab nach. „Die jungen Mädchen auf Mallorca sehen anders aus“, sagte sie diplomatisch.

„Weil sie nicht von der Insel fortkommen. Hast du Mallorca schon einmal verlassen?“

„Die Excelencia weiß, daß ich, als ich jung war, einmal beinahe nach der Insel Ibiza gefahren wäre. Ich habe große Angst vor der Seereise gehabt, aber der Vater wollte es so, weil einer auf der Insel um mich freite. Ich hab' einen Bittgang zu der schwarzen Madonna von Bluch gemacht und sie um Hilfe gebeten. Ich habe nicht reisen müssen; der Vater lernte Gonzalo kennen, dem der General die Pacht auf La Granja gegeben hat . . .“

Carlota Gallas wurde ungeduldig. „Ich kenne deine Lebensgeschichte, Julia. Also antworte nun endlich!“

„Doña Pilar Armengol ist anders“, brummte die Alte.

„Deshalb wird sie auch den alten Idioten heiraten, den ihre Mutter ihr ausgesucht hat!“ sagte die Generalin auf deutsch. Für Julia genügte es, wenn sie überhaupt antwortete.

„Die Condesa de Villalonga — —“, fuhr die fort.

„Wird von dem Windhund Joaquin betrogen nach Strich und Faden!“ Das konnte man ruhig spanisch sagen.

„Männer sind anders als Frauen; die Excelencia weiß das. Gonzalo war ein guter Mann; aber ich hab' ihn nicht gefragt, was er tat, wenn er auf den Markt nach Soller oder nach Palma fuhr.“

„Dann ist dir ganz recht geschehen! Was ist nun mit der Señorita?“

Die Alte machte ein schlaues Gesicht. „Die Excelencia denkt an das, was einmal sein wird. Wir müssen alle sterben, wenn es auch noch recht lange dauern soll bis dahin. Und dann wird Don Jürgen allein sein, und die Sofia wird nicht klüger sein als jetzt. Sie hat wirklich die Muscheln vergessen, Excelencia; so dumm ist sie.“

„Unglück! Und du denkst, ich wolle hier eine Heirat stiften, wie?“

„Ich denke nur an Don Jürgen, und das tut die Excelencia auch. Aber die neue Señorita ist eine Deutsche . . .“

Die Generalin ärgerte sich, daß die Alte einen Gedanken, den sie insgeheim wohl selber schon einmal gehabt hatte, so offen aussprach. „Kein Mensch denkt ans Heiraten!“ verwahrte sie sich.

„Unsre Mädchen denken alle daran; die deutschen werden nicht anders sein.“

Die alte Dame mußte stehenbleiben. Es fiel ihr nicht leicht, den Berg zu steigen. Die Atemnot, an der sie seit dem letzten Herbst litt, meldete sich wieder. Dazu kam ein unangenehmer Husten.

Julia war sofort ganz Sorgfalt. „Jaime hätte dem Doktor Lopez in Palma Bescheid sagen sollen, daß er kommen muß.“

„Ich will Lopez nicht! Und wenn ich ihn brauche, werde ich telephonieren.“

„Don Jürgen wird es selbst sehen, und Don Jürgen wird — —“ Sie lachte verschmüht. „Oder er wird der deutschen Señorita sagen, daß sie für ihn telephonieren soll.“

Das Aufstoßen der Stockspitze auf dem Steinboden schnitt die Rede ab. „Doña Rena wird meine Bücher führen und wird hier in La Granja auf Ordnung halten. Sie hat das gelernt. Sag's dem Benito! Und sag ihm auch, daß ich's so will! Und das dumme Zeug, das du dir da zusammengeponnen hast, das behalte gefälligst für dich! Ich will kein Geschwäh! Verstehst du?“

Sie hatte keine Lust mehr, die Wirtschaft weiter zu inspizieren, und drehte kurz um. Und während sie langsam nach Mar y Sol zurückging, dachte sie daran, daß es doch gut wäre, wenn Jürgen Heinold eine Frau fände. Aber eine Spanierin sollte es nicht sein; und auch keine, die ebenso in den Wolken lebte wie er. „Eins in der Ehe muß schon mit beiden Beinen auf der Erde stehen“, murmelte sie vor sich hin. „Und wenn auch kein Mensch vorläufig solche Gedanken hat wie das alte Waschweib, die Julia, — das Mädel weiß schon, was es will. Und außerdem hat Jürgen sie sich selber ausgesucht.“

* * *

Ein Büro oder ein Kontor oder irgend etwas Ähnliches mit einem gleichschön klingenden Namen hatte es auf Mar y Sol trotz des großen Besitzes, den die Generalin zu verwalten hatte, nie gegeben. Einzig und allein war ein altmodisches Rollpult da, und wenn Doña Carlota den Verschuß zurückschob, die Bücher aufschlug und anfang, in den Briefordnern zu suchen, dann bedeutete das, es solle nun gearbeitet werden.

Dann stand Benito, der Meiereipächter, mit ehrfürchtigem Gesicht vor ihr, erstattete seinen Bericht und erzählte nachher den aufhorchenden Frauen in der Küche Wunderdinge. „Die Excelesia ist wie ein Mann!“ sagte er.

Diese landwirtschaftlichen Arbeiten übernahm Rena zuerst. Sie hatte ein Wörterbuch neben sich, denn viele Fachausdrücke waren ihr fremd, und prüfte die Abrechnungen. So bekam sie ein Bild des Besitzes. Da war zuerst Mar y Sol mit seinem Garten; das war aber nur die Wohnung. Dann La Granja mit großen Olivenplantagen, Mandelbäumen, Zitronen und Orangen; das hatte Benito zu verwalten, dessen Abrechnungen nicht gerade muster-gültig waren. Und dann das Gut Alnina . . . Sie fragte Doña Carlota.

„Alnina ist viel größer als La Granja“, lautete die Auskunft. „Es liegt im Gebirge, aber die Felder sind flach. Ich werde es mit Ihnen zusammen besuchen.“

Rena hatte ihren Tag so begonnen, wie sie das gewöhnt war: mit Übungen am offenen Fenster. Man brauchte keinen Trainingsanzug dazu; Neugierige, die hereinschauen konnten, gab es nicht. Also rasch das Pyjama herunter — und dann lang auf den Boden! Beine hoch . . . Es ging alles. Die Luft war noch kühl, aber draußen schien die Sonne. Zwanzig Kniebeugen — die jagten das Blut durch die Adern.

Ob man wohl — —? Natürlich konnte man! Badeanzug und Badecape waren rasch übergeworfen, Strandschuhe der Steine wegen an die Füße, und den Steinweg hinunter. Den geeigneten Felsbrocken hatte sie sich schon ausgesucht, zwei Meter über dem Wasser.

Kopfsprung . . . Es war doch noch höllisch kalt. Um so wärmer wurde man nachher. Zuerst korrekte Stöße im Brustschwimmen, aber damit kam man nicht vorwärts. Also crawlen, wie man das beim Wasserball gelernt hatte! Da war Ganderer der tüchtigste gewesen; der hatte sie ordentlich geschunden. War schon ein ander Ding hier als in dem Bassin. Rechten Arm vor, Kopf herunter, mit dem linken nachschieben, Stoß mit den Füßen . . . Die Felsede war kaum hundert Meter entfernt: Bis dahin zweimal hin und zurück — das genügte. Dann heraus, Cape unter den Arm, und Laufschrift . . . Die andern waren sicher noch nicht wach? Und wenn auch!

Als die Generalin eine Stunde später herunterkam, saß Rena schon am Schreibtisch.

„Hab' Sie gesehen, Fräulein Rena. Alte Leute wie mich schüttelt's ja dabei, aber gesund ist es doch. Nur nicht zu weit hinausschwimmen dürfen Sie! Es gibt dummes Viehzeug da: Polypen und so.“

Rena lachte. „Davon habe ich gelesen.“

Zum Frühstück erschien Dr. Heinold nicht. Er hatte am Abend lange gearbeitet. Rena hatte das Licht in seinen Fenstern gesehen. Nun, mochte er! Man war ja nicht mehr so aufeinander angewiesen wie auf der Reise. Sie hatte nun ihren eigenen Wirkungskreis.

Sie schrieb eine Postkarte nach Hause, so, wie Mutti sie am besten verstand: „Ich bin gut angekommen und freundlich aufgenommen worden.“ Dann noch ein paar Worte über das Klima, über das Haus, die Bestätigung der eigenen Gesundheit. Das genügte.

Das war leichter, als mit sich selber fertig zu werden. Zum ersten Male fehlten Rena Kameraden. Man mußte einen Menschen haben, mit dem man sich auf seiner Bude katzbalgte; am liebsten im Bett bis in die späte Nacht hinein. Das war meist bei Rena geschehen: Fips hockte dann mit hochgezogenen Beinen im Pyjama auf dem Sessel, und Irmchen, in ihrem weißen, unschuldsvollen Nachthemdchen, wickelte sich die Steppdecke um die Beine und erklärte, das sei alles Unsinn, und man solle lieber schlafen. Und dann

wurden aus den Problemen Menschen; Namen fielen, und die Temperamente plakten aufeinander. Irmchen entsetzte sich über Fips' Boheme; Fips selber wieder übertrieb maßlos, um Irmchen zu reizen. Bis Rena alle beide hinauswarf. Sie wäre jetzt sogar mit Irmchen allein zufrieden gewesen.

Da war am zweiten Tage der Besuch in Palma. Doña Carlota las eins der neuen Bücher, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten. „Das Stadthaus kann Ihnen mein Nefse besser zeigen als ich. Er wird es natürlich vom Standpunkt des Kunstkritikers aus tun.“ Sie sah sich um, ob sie allein wären. „Männer lieben es, in jeder Frau das Kind zu sehen, dem sie die Welt zeigen können, während die Frauen es vorziehen, den Mann durch körperliche Reize zu fesseln. In der richtigen Dosierung beider Eigenschaften besteht das, was man gegenseitiges Verstehen nennt.“

Daran mußte Rena denken, als sie vorm Palast Comasema standen und Heinold ihr die Skulpturen an den Fenstern zeigte, das übergreifende Dach, das wundervolle Tor und die Schönheit des Hofes. „In früheren Zeiten haben zehn Wagen mit aller Dienerschaft hier halten und vorfahren können“, sagte er.

Weil es warm war, hatte sie unter der Jacke eine helle Bluse angezogen. Nun reizte es sie, die Wahrheit des Ausspruches der Generalin festzustellen. „Bitte, helfen Sie mir, Doktor Heinold! Es ist so drückend.“ Ihre Schultern streiften leicht seine Hand; die Muskeln der Schulterblätter spielten unter dem dünnen Stoff; die feinen Konturen der Brust zeichneten sich leicht ab.

Jürgen Heinold unterbrach seinen Vortrag und starrte sie an, als sähe er sie heute zum ersten Male.

„Was haben Sie, Doktor?“

„Ich meine: So wie Sie müßte ein Maler oder ein Bildhauer die heutige Frau darstellen . . .“

Sie lachte. „Und das fällt Ihnen gerade hier auf?“

„Ich sehe Sie heute eigentlich erst richtig . . .“ Nun wurde er verlegen, und gerade das gefiel ihr an ihm. „In Berlin, wissen Sie, habe ich mehr mit den Augen Doña Carlotas gesehen.“

„Aber Sie wollten doch eine Mitarbeiterin auch für sich haben?“ neckte sie ihn.

„Ja. Aber seit wir hier auf Mallorca sind, gehen Sie ganz in landwirtschaftlichen Dingen auf. Nicht einmal in Valdemosa hab' ich an dem alten Kloster halten dürfen, in dem die Sand und Chopin — —“

„Hören Sie mal: Diese ganze Sand gefällt mir nicht!“

„Warum denn?“

„Sie ist mir zu männlich, zu kaltschnäuzig; aber man kann nicht alles mit dem Verstand erfassen.“

„Ich denke: Gerade das ist die neue Richtung der Frau?“

„Neue Richtung?“ Sie sprach leise und versonnen. „Ich glaube, wir tun nur so — aus Angst, man könnte unser wirkliches Herz entdecken. Wir fassen manches anders auf, aber vieles ist wohl auch das gleiche geblieben.“

Eigentlich sieht er gut aus! dachte sie. Die Stirn ist fein geschnitten, und in den Augen liegt etwas Gutes; etwas, zu dem man Vertrauen haben kann. Ob er wohl schon mal über einer Frau die Arbeit vergessen hat, sich selbst, alles? Ob er wohl schon mal über das nachgedacht hat, was die Frau dem Künstler geben kann? Nicht nur theoretisch, als Wissenschaftler, sondern als warmblütiger Mensch?

„Wir müssen wohl weitergehen?“ sagte er rau.

Und das ärgerte sie wieder.

* * *

Doña Carlota hatte wirklich die Energie eines Mannes. Das sah Rena, als sie mit ihr Alnina besuchte.

Das Gut selbst lag zauberhaft schön. Wenn Mar y Sol

mehr den Eindruck eines Villenbesitzes machte, für den ein schönheitsdurstiger Mensch den Platz in besonders guter Stimmung ausgesucht hatte, in dem er alles zusammengetragen hatte, was ihm Freude machte, so war Alnina das Schloß eines seit Jahrhunderten gefestigten Geschlechts. Das Herrenhaus selbst lag pomphaft breit vor einem Tal, und in dies Tal hinein zog sich der Garten, kletterte den Fels hinauf zu beiden Seiten des Wasserfalls, der von hoch oben herabstürzte. Grotten gab es da, in denen Wasser rieselte. Laubengänge, Springbrunnen und eine Terrasse, von der aus man in der Ferne Palma und das Meer sehen konnte.

Während Pepe mit dem Wagen in den Wirtschaftshof fuhr, öffnete der Verwalter die Türen und stieß drinnen die Fenster auf.

„Nachher!“ sagte Doña Carlota. „Lassen Sie erst Luft herein!“ Und, zu Rena: „Ich kann leblose Räume nicht vertragen.“

Genau so war es in Palma gewesen, als sie mit Heinold dort war. Eine Flucht von Zimmern, in denen die Stühle so dastanden, als hätte nie jemand auf ihnen gesessen, die Tische, als seien sie nur dazu da, um ein paar Prachtstücke zu tragen. Und die Bücherei? Selbst Heinold hatte die Altseln gezinkt: Hier hatte seit hundert Jahren niemand mehr gelesen.

Inzwischen trat die Generalin mit ihr auf die Terrasse. „Das ist also Alnina! Der Garten eine Spielerei; der General konnte sich von dem Geschmack seiner Zeit nicht freimachen. Alle alten Familien haben hier so etwas Ähnliches; die einen tobten sich in Palmen aus, die andern in Springbrunnen und Wasserfontänen, wenn sie Wasser hatten, und das ist hier selten. Wieder andere haben ein Vermögen in alten Meistern nutzlos an den Wänden hängen; Langlada zum Beispiel.“

Rena besann sich. „Langlada? Ist das nicht — —“

„Der Landsitz des Windhundes Joaquin Villalonga. Jürgen hat mir erzählt, daß Sie ihm in Paris begegnet sind.“ Sie ging darüber hinweg. „Über die Art, sein Geld in Schönheit anzulegen, ist nichts zu sagen. Bauern tun es nicht, und an sich ist's ein Beweis von Kultur, wenn man es auch nicht allzu hoch einschätzen soll.“

„Was kann es denn noch sein?“ wollte Rena wissen.

Die Generalin hatte keine hohe Meinung von ihrer Umgebung. „Nachahmungstrieb, Afferei . . . Glauben Sie mir: Nicht jeder, der sich ein Bild an die Wand hängt, ist nun auch Kunstsinner. Und noch weniger ist's einer, der es nur erbt. — Ich habe das Wasser abgeleitet und treibe die Schmühle von Alnina damit. Das ist ein rationellerer Betrieb als mit den Maultieren. Werden nachher schon sehen . . .“

Rena hielt den Augenblick für gekommen, ihre Meinung zu äußern. „Auf La Granja ist manches noch recht altmodisch.“

„Weiß ich. Weiß auch, was Sie darüber denken; kommen ja frisch von der Schule. Oder muß man ‚Universität‘ sagen? Ihr in Deutschland müßt ja nächstens das Kinderkriegen auch noch in den Kollegs lernen und macht dann den Doctor matris. Lassen Sie nur, Kleine! Ist nicht so schlimm gemeint. Ich hab' mein Leben lang den Mund nicht halten können und werde es wohl auf meine alten Tage nicht mehr lernen. — Will Ihnen auch sagen, warum das vorläufig noch so bleibt. Später können die, die nach mir kommen, es ja machen, wie sie wollen. Da ist die Julia; die ist ein altes Schaf, aber sie hängt an mir. Soll ich nun, um ein paar Peseten mehr zu verdienen, dem Benito, ihrem Sohn, die Pacht kündigen? Denn der kann's eben nur so machen, wie er's gelernt hat. Vor ein paar Monaten war ein Ingenieur hier und hat mir klargemacht,

meine Wassermühle sei längst überholt; ich müsse ein Stauwerk einrichten, Elektrizität selber erzeugen, mit den Armengol und ein paar andern zusammen, und dann Elektromotoren aufstellen. Überall. Eine Agavenkultur für eine Vulkanfaserfabrik wollte er mir auch gleich aufschwagen.“

Rena wurde eifrig. „Warum auch nicht? Was haben Sie gesagt, Doña Carlota?“

„Ich gab ihm den guten Rat, zu Schiff nach Frankreich zu fahren; Mallorca sei für seine Ideen noch nicht reif. Aber wer soll wissen, was die nächste Generation machen wird?“ Sie sprach mehr für sich: „Als ich nach Spanien kam, war das Caballerotum noch mehr in Blüte als heute. Spanien ist ein industriell totes Land, und Mallorca ist um ein Jahrhundert hinter Spanien zurück. Caballero sein, heißt: Geld ausgeben, ohne es zu verdienen; heißt: auf Prestige halten und den praktischen Sinn zurückstellen. Nehmen Sie's nicht als Ruhmrederei, wenn ich Ihnen sage, daß meine Güter verdienen! Aber für wen ist es schließlich gut? Ich habe keine direkten Erben, und Jürgen Heinold, der wie mein Sohn ist, hat keinen Sinn für das praktische Leben.“

Es war das erstemal, daß diese Fragen von der Generalin berührt wurden, und Rena wußte nicht, was sie antworten sollte. Eine Antwort wurde aber auch gar nicht erwartet.

„Was ich damals hier eingerichtet habe“, fuhr Doña Carlota fort, „das sah wie eine Umwälzung aus. Sie haben hier von der Deutschen gesprochen, die alles besser wußte . . . Kann sein, daß später wieder mal eine Deutsche kommt, die weiterbaut.“

Doña Carlota ging auf das Thema nicht wieder ein. Die Räume schienen ihr jetzt genug ausgelüftet. Sie führte ihre junge Begleiterin durch die Zimmer und gab mit knappen Worten ein Bild des Lebens, wie man es zur Zeit des Generals hier geführt hatte. Sie sprach von Herrenessen und Jagden.

„Sie selbst haben nicht viel hier gelebt?“ fragte Rena. Auch das wurde nur kurz beantwortet. „Ich liebe Alnina nicht.“

* * *

Weil der Husten der Generalin zunahm, steckte sich die alte Julia hinter Heinold und setzte es durch, daß Dr. Lopez gerufen wurde.

Der kam mit einem Mietauto aus Palma, erreichte nach langem Zureden, daß Doña Carlota sich untersuchen ließ, und schüttelte bedenklich den Kopf. „Die Bronchitis sitzt sehr fest, Excelencia.“

„Weiß ich allein. Aber was soll geschehen?“

„Schonung — größte Schonung . . . Sie sind nicht mehr in dem Alter, Doña Carlota, in dem man so etwas leicht nehmen sollte. Eigentlich sollte man das nie tun; aber die Leute gehen nun einmal erst zu den Ärzten, wenn es fast schon zu spät ist.“ Er verschrieb ein paar Tropfen und gab dafür auch noch alle Neuigkeiten der Insel mit. „Joaquin Villalonga ist aus Paris zurück, sehr erholt . . .“

Die Generalin höhnte. „Haben Sie ihm das auch verschrieben, Doktor?“

„Die Excelencia erkennt mich. Ich hab' es schon im Klub Mallorquin gesagt: Wir haben jetzt bald den Fasching — da wird der Conde nicht mehr lange ausbleiben!“

„Sie sind eben ein Prophet.“

Lopez überhörte den Spott. „Übrigens, eh ich's vergesse: Don Joaquin begegnete mir zufällig heute früh und erkundigte sich nach Ihrem Befinden. Er war sehr bestürzt, als er hörte, daß man mich als Arzt hierhergerufen habe. Er wird sich baldigst persönlich nach Ihnen erkundigen.“

(Fortsetzung folgt)

Land der tausend Seen

Von Carl Meissner

Andachtsstunde im Kloster
Valamo am Ladogasee



Die gerade Länge von Finnlands Küsten wird durch Buchten und Krümmungen, namentlich am Finnischen Meerbusen entlang, verdreifacht. Hinter zahlreichen kahlen Klippen und rundgewaschenen Felskuppen, daran die Fluten zerflattern, liegen bewaldete Schären, dahinter natürlich gesicherte Häfen, in denen das feuchte Element zur Ruhe kommt. Finnland ist ein Land mit granitem Urgrund, das in Eiszeiten erst Gletscherland, dann Eismeer war und von den alten Gewalten die heutige Gestalt seiner Berggründen und Täler empfing. Es hat sich allmählich aus dem Meere erhoben und hebt sich ohne Erschütterung langsam weiter, in hundert Jahren im Norden etwa 1,50 Meter, im Süden 60 Zentimeter, während sich Süd-Schweden und die pommersche Küste noch langsamer senken.

So wiro mehr Land, aber die Häfen, namentlich die flachgelegenen im Norden, müssen baggern und dem Meere nachziehen. Die Flüsse werden reißender, die drei Millionen Pferdestärken der „weißen Kohle“, die Wasserkräfte, welche die im Lande fehlende schwarze Kohle zum guten Teil ersetzen, wachsen noch an.

Gewaltig beherrschende Berge hat Finnland nicht, nur in Lappland, im Lande des Polarlichts — Finnland ist mit über

1000 Kilometer so lang wie das heutige Deutschland, — dort, wo es jetzt mit dem Peitsamo-Gebiet ans Weiße Meer heranreicht, erheben sich domkuppenartige Gebirgsrücken, bleiben aber noch erheblich unter 1000 Meter. Das eigentliche Finnland erhebt sich auf härtestem Granitboden wie ein gewaltig großes Fort hinter den Außenwerten der Schären nur bis zu 300 Meter. Felskuppen und langgestreckte Hügelzüge aus dem Rollstein der Gletscherzeiten — Hauptrichtung Nordwest-Südost — betten unzählige Seen und viele Flußläufe zwischen sich ein. Wälder, Moore und Heiden wechseln.

Finnland hat Seeklima und spürt noch Golfstromwirkung. Die Ostsee und die vielen Seen wirken auf das Klima im Vergleich zu dem weiteren Osten günstig ein. Der Winter ist lang und hart. Im Mai wird Frühling, rasch folgt der Sommer, und nun ist das Land drei Monate lang hell und warm — ein Tag fast ohne Nacht. In Tornea wie in Helsingfors ist das Temperaturmittel im Juli 17 Grad Celsius.

Unter dem starken Licht dieser langen Tage wächst nun alles wie im Märchen so rasch! Haben die Getreide — überwiegend Gerste und Roggen — auf den Ålandsinseln 116 Tage zum



Reifen, am Polarkreis, wo fast immer Tag ist, umfassen nur 63 Tage Saat und Ernte!

Viermal soviel Vogelarten sind im Sommer da als im Winter! Im Süden noch die Nachtigall, weiter hinauf die finnländische Drossel „füllen wieder Busch und Tal“, und Lerche und Schwalbe die Luft mit ihrem Klang! Jagd und Fischfang sind in diesem Lande auch im Winter gut, ja, gegen Raubzeug: Bären, Wölfe, Füchse, Hermeline und Raubvögel ist die Jagd nicht nur der Bälge wegen, sondern zum Schadenschutz nötig. So ist der Hund des Menschen nützlicher Gefährte und Freund. Aber das finnländische Pferdchen, das ihm die weiten Strecken überwinden hilft, ist es doch noch mehr. Im Winter zieht es im Schlittentrost unermüdlich seine Straße, aber es ist eigentlich kein Mastentier. Der Sommer gefällt ihm besser; wie zäh, wie energisch und wie fröhlich ist es! Und wie kann es laufen!

Das weite Land, in dem dieses liebe Pferdchen vor dem nicht gerade bequemen „Karren“ der „Pferdepost“ überall seine flinken Beinchen rührt, in dem es neben Ruderboot, Dampfschiff und Dampftraktor gleichwertiger Verkehrsträger ist, entfaltet die Wasser seiner gewaltigen Seenplatte nach Westen und Süden in die Ostsee, nach Nordosten ins Weiße Meer und nach Südosten durch den Vuoksensee mit den Imatraschnellen in den Ladogasee, den größten Binnensee Europas.

*

Nördlich an ihm vorbei ist das Volk Suomis, wie der Finnländer sich selbst nennt, einst ins Land gekommen. Es gehört, mit Ausnahme der Lappen, zur finnisch-ugrischen Völkergruppe, ist der

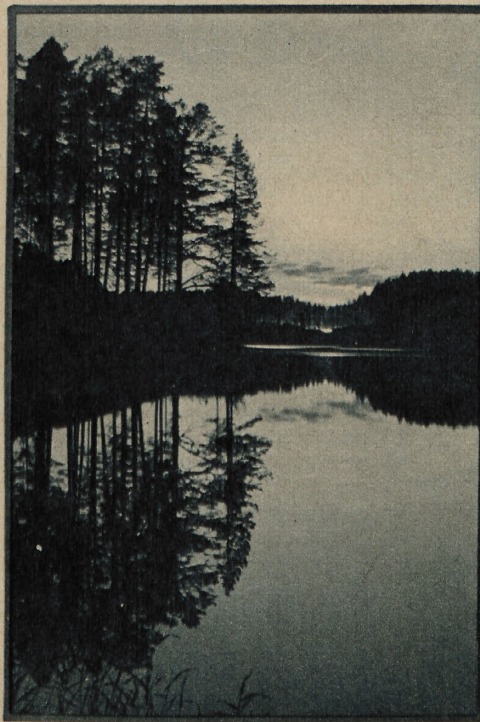
Die Imatrafälle wirbeln große Baumstämme wie Streichhölzer talwärts



Sprachforschung nach den Madjaren fern, den Esten nah verwandt und mit zersprengten Volksstämmen im östlichen europäischen Rußland und in Sibirien, die einst mit ihnen Rußland besaßen, verwettet. In der Abwehr war der Finne schon im alten Völkertampf hartnäckig, steifnackig, zäh. Die Kalewala, ihre epischen Gesänge, etwa gleichzeitig mit dem Nibelungenlied entstanden, geben das breite Bild einer schon festhaft werdenden, nicht geringen Kultur. Tiefe, reiches Naturgefühl und unbezwingbar zähe Kraft, sogar Humor gegen Menschenschwäche lebt in diesem Mythenringen. Eine Naturreligion, die das Licht anbetet, ein fast christlich anmutender Glaube, überfinnlich, ohne Bildverehrung, an den Zauber des Wortes, das die Welt geschaffen und den Geist entband und ihm geheime Kräfte für des Volkes glückliche Zukunft verleiht.

Das Christentum fand in schwedischen Kreuzzügen des dreizehnten Jahrhunderts schwer Eingang, dann aber baute in dem rasch zur gleichberechtigten schwedischen Provinz erhobenen Lande der Schwede Burgen wie unser Olofsburg und schweißte allmählich in oft harter, aber gerechter Zucht die Finnländer zu einem Kulturvolk zusammen. Der Germanen brachte Ordnung und Gesetz und blieb lange die Oberschicht. Der Finne ist höher kultivierbar als die angrenzen-

Klippenumränderte einsame Inselgruppen, wohin das Auge reicht Aufnahmen Ebert



Die Sonne geht wochenlang nicht unter, die Nacht ist dann hell wie der Tag



Finnländisches Bauernmädchen
Aufn. E. Häusel

den Südvölker, und so entstand langsam nicht nur ein Staat, sondern auch eine Nation.

Außer dem Schweden, der auf Åland, in Nyland und im südlichen Österbotten das Volk bildet und stolz, geschickt, praktisch und temperamentvoll geblieben ist, unterscheidet man unter den altein-



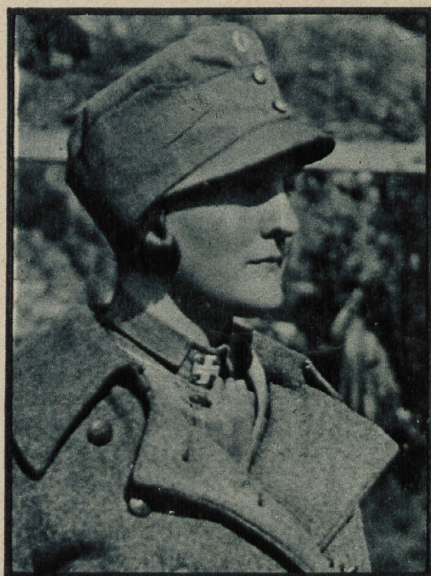
zuverlässig und eigen-
sinnig, verschlossen
und hilfsbereit. Der
Tavaster ist nicht
„geweckt“, er muß
erst geweckt werden,
aber dann entwickelt
er oft ungeahnte
schlummernde Kräfte.
— Die Karelen, bei
denen vor allem die
Kalevalagefänge ent-
standen, sind „ge-
borene Dichter und
Geschäftsleute“, sind
als Grenzvolk am ehe-
sten von Russenart be-
einflußt worden und
zum kleinen Bruch-
teil, um Land zu be-
kommen, zur russisch-
orthodoxen Kirche
übergetreten. Ihr Typ
ist beweglicher lie-
benswürdiger, schlan-
ker, minder charakter-

Die ankommenden Baumstämme
werden nach Länge und Größe
sortiert, ehe sie der Sägemühle
zugeführt werden

geessenen Finnen noch heute
zwei Typen. Der tavastländische
Typus, dem Esten verwandt,
zeigt schwerleibige, gedrungene,
langsame Menschen; Kurzköpfe,
hellgraue Hautfarbe, breite Ge-
sichter, spärlichen Bart, stures
Haar, nicht sogleich angenehm
im Ausdruck, ausdauernd und
mißtrauisch, genügsam und fa-
talistisch leidergeben, standhaft
und nachtragend, ja rachsüchtig,

„Lottin“ (Angehörige der Finni-
schen Frauenbewegung) in ihrer
charakteristischen Uniform

Aufn. E. Häusel



Die Kuppeln des Klosters Valamo schillern
blau und grün in der Sonne

Links: Blick von dem einzigen Höhenzug
in Finnland, dem „Kolli“ Aufn. E. Häusel

fest, leichtblütiger, ja mit einem Hang zum
Leichtsinn. Ihre Begabung sitzt lockerer,
ihre regelmäßigeren Züge unter dunklerer
Haut sind feiner, freier, offener, umrahmt
von oft lockigem kastanienbraunem Haar mit
starken Brauen. Ihre Frauen sind schöner.



Finnland ist mit 98½ Prozent das am stärksten protestantische Land der Welt. Die Kirche, der der Finne mit Aufrichtigkeit anhängt, bindet fest an den Kulturwesten und hat starke sittliche Macht im Lande. Neben dem Glauben glimmt der Aberglaube an Zauberkräfte, Kobolde und Beschwörungen im Finnen, vor allem des Nordens, fort. Aber im allgemeinen ist der finnische Bauer und Waldarbeiter für einen nüchternen, schmucklos praktischen, behaglich klaren Alltag. Seine „Pötte“, sein Haus aus waagerecht gelagerten Balken, zimmert er sich oft noch selbst. Braunroter Anstrich belebt es, großflächig bunt. Alles sauber, aber schlicht, eigentlich ohne Schönheitsbedürfnis.

Das „Schwenden“, das Niederbrennen des Waldes, dessen Rauchfahnen heute nur noch im östlichen Karelien häufiger sind, hat ihm einst aschegedüngten Acker und mehr fruchtbares Land geschaffen, als ihm aus dem Meere zuwächst. Hart hat er seinem Lande sein Brot abringen müssen. Er ist ein rechter Bauer, der todkrank die Familie auf die fernen Wiesen schicken und einsam sterben kann, wenn der Schnitt drängt. Er ist der Natur näher, denn er kennt den Winterschlaf. „Wer kann wohl im Winter schlafen wie unser finnischer Bauer? Aber es ist dies nur eine Art der Reaktion, denn im Sommer kennt er fast keinen Schlaf und arbeitet wie kein anderer.“

Diese Arbeit ist Land- und vor allem Waldarbeit. Da nicht

mehr als 5 vom Hundert des Bodens Ackerland sind, ist Wiese und Wald, die Arbeit am Vieh, Holzverarbeitung — auch in den zahlreichen wasserkräftgetriebenen Holzschleifereien und Papiermühlen — ist Holzflößerei die Stromschnellen hinab, ist das Brennen des Teers, der mit langen Booten in kühner Fahrt zur Küste gebracht wird, ist Rentierzucht und Fellhandel ihr Hauptgegenstand.

Am alten Brauch hängt der finnländische Landbewohner, der die Städterschaft gewaltig überwiegt, mit Fähigkeit. Die Freuden der Badestube, des finnischen Dampfbades, das fast bei jedem Hause ist, liebt er. Zu Weihnachten werden Lieder, die ihm viel bedeuten, gesungen, wie Gesang zur finnischen „Kantele“ überhaupt. In aller Frühe geht es zur Kirche, die heute von Lichtern strahlt. Wenn offenes Wasser ist, bringen die langen Kirchboote die fernen Dorfschaften zum Kirchstrand. Auf der Rückfahrt gibt es ein Bettrudern. Im Winter Schisport!

Den jahrhundertelangen Kämpfen zwischen Rußland und Schweden, für die Finnland das Kampffeld war, dem letzten Jahrhundert zähen Widerstandes gegen russische Unterdrückung, dem chaotischen Situationswechsel während des Weltkrieges ist die Befreiung des alten Landes gefolgt. Ein im letzten Instinkt sicherer Wille, ein nur zeitweilig beirrter Glaube an Gesetz und Recht hat seine Kraft bewahrt: Finnland ist frei und souverän.

Die tote Fledermaus

Novelle von Georg von der Gabelentz

Auf dem Wege, der unterhalb des Kastells der Visconti sich wie eine graue Schlange im Schatten des Mauerringes Mailands hinausstreckte, schritten zwei Männer. Der eine, groß, blond und langhaarig, bot das unbedeckte Haupt dem leichten Winde dar, während der andere eine dunkle Kappe über das schwarze Haar gestülpt hatte. Beide waren in lebhafter Unterhaltung.

Plötzlich blieb der Kleinere stehen und wies, den Arm emporwerfend, nach den ragenden Mauern des Kastells, dessen gezacktes Schattenbild drunten im Spiegel des Wassergrabens lag.

„Da steht doch, Messer Lionardo, Ihr habt es zwar nicht gebaut, aber immerhin, der Sforza hat dort ein tüchtiges Werk hingesezt. Dürfte nicht leicht sein, über solche Gräben und Mauern hinwegzukommen.“

Lionardo antwortete nur mit einem kaum merklichen Wiegen des Kopfes.

Weiterschreitend, fuhr der Kleinere fort: „Ja, der Sforza hat nicht unrecht. Man muß heute solche Mauern um sich bauen. Herzog Lodovico weiß, daß er sich vorzusehen hat. Wer könnte dem Franzosen Karl trauen? Oder gar Alexander dem Sechsten, dem heiligen Vater eines unheiligen Räubers?“

Vor den beiden Spaziergängern bäumte sich im Hintergrund über dem Dunst der lombardischen Ebene die Fackelwand der Alpen empor. Sie gingen in der Richtung weiter. Jetzt löste sich ein wenig zur Linken des Weges aus Maulbeerbäumen ein Bauernhof, in dem guter Wein verschenkt wurde. Lionardo wollte ihn mit seinem Schüler Voltraffio aufsuchen. Am Zaun des Anwesens hemmte er den Schritt und richtete seinen Blick gegen den blauen Himmel. Gast ohne Flügelschlag, vom Wehen des Windes getragen, schnitt dort ein Raubvogel weite Kreise in den Äther. Lionardo, die Augen mit der Hand schützend, beobachtete das Tier. Plötzlich zog es die gebreiteten Flügel ein, schoß steil herab auf ein Feld, fing den Sturz mit schlagenden Schwingen auf, erhob sich gleich darauf wieder, eine Maus in den Fängen, und strebte eiligen Fluges dem nahen Wäldchen zu. Verborgten im Schatten dieses Wäldchens lag eine Strohhütte. Mit seiner Beute senkte sich der Vogel auf einen Baumast. Da schnellte vom dunklen Eingang der Hütte ein blanker Bolzen durch die Luft, und der Vogel stürzte schwer zu Boden. Triumphiierend sprang ein junger Bauer aus der Tür, griff nach dem erlegten und wies ihn Lionardo und dessen Begleiter.

„Bravo! Ein guter Schütze!“ lobte der Meister. „Gib mir mal das Tier!“

Mit stolzem Blick reichte es ihm der Bauer. Lionardo wog

es in der Hand, dann wendete er sich zu Voltraffio: „Wenn ihr den Vogelslug beobachtet, wundert Ihr Euch nicht, Voltraffio?“

„Was soll mich dabei wundern? Sehe ich doch täglich Vögel fliegen?“

Lionardo hielt an den gebreiteten Schwingen den Vogel vor sich hin. „Schwerer als die Luft“, bemerkte er, „und er hält sich doch droben. Was das Tier kann, sollte der Mensch nicht können?“

Der Bauernbursche lachte: „Herr, da müßten wir uns schon auf einen Adler setzen.“

Auch Voltraffio mußte lächeln. „Ein fliegender Mensch? Ihr träumt, Meister.“

„Ich habe einmal geträumt“, gab Lionardo zurück.

„Verstattet mir die Frage: was?“

Doch Lionardo warf dem Burschen das leblose Tier wieder zu, ohne zu antworten, und wandte sich nach dem Bauernhofe.

Da plauderte Voltraffio von seinen Träumen, die sich um Luiza Vidoni drehten. Er war bereit in seiner Verliebtheit.

Auch auf dem Heimweg blieb Lionardo schweigsam. Wenige Schritte hinter dem Stadtor trennte er sich von seinem Schüler und nahm den Weg zum Kloster Santa Maria delle Grazie, in dessen Refektorium er an dem gewaltigen Werke des Abendmahls malte. Doch vor der Tür kehrte er um.

Wider Erwarten kam Lionardo auch in den nächsten Tagen nicht nach dem Kloster. Staffelei und Gerüst, Farbentöpfe und Pinsel blieben unberührt. Der kleine Prior erwartete den Maler vergeblich. Da rief er den lahmen Bruder Pietro und schickte ihn als Boten zum Meister, er möge endlich die letzte Hand an sein Werk legen.

Pietro hinkte bald danach wieder in die Zelle des Priors.

„Ach, hochwürdiger Herr, unser Meister ist schon wieder beschäftigt mit ganz vertrackten Dingen! Er steht unter hölzernen Stäben, Drähten, Leinwand und Stützen, bald scheinen sie eine Wurfmaschine darzustellen, bald wohl ein Fabeltier, einen Teufelspud, halb Fledermaus, halb Adler.“

„Und hast du gemahnt, hast du meinen Wunsch, meinen Befehl ihm ausgerichtet? Was läßt er mir antworten?“

Bruder Pietro lächelte demütig. „Soll ich es ehrlich sagen? Ihr wüßtet ja selbst, daß nur ein Gesicht noch fehle, das des Judas. Noch habe er kein passendes Modell gefunden. Eile es sehr, dann müßte er, verzeiht, wenn ich es wiederhole, dann müßte er — das Antlitz des Priors von Santa Maria delle Grazie zum Modell nehmen. Und nachdem tat er sehr eifrig

und ließ mich einen Stab halten, an dem er umständlich ein Stück Seide befestigte."

Der Abt ärgerte sich. Das war ja der reine Hohn! Am nächsten Morgen eilte er ins Kastell und beschwerte sich bei Herzog Lodovico Moro, dem Sforza. Der lachte über den Ärger des kleinen Mannes, doch versprach er, selbst einmal mit dem Meister zu reden. Schon am folgenden Tage ritt er aus, an die Tür zu Lionardos Arbeitsraum zu klopfen.

Lionardo öffnete und verbeugte sich vor dem Herzog. Lodovico schüttelte ihm die Hand.

"Der kleine Prior war bei mir. Eilt Euch, doch nehmt Euch immerhin so viel Zeit, daß Ihr den kleinen, geschäftigen Mann nicht als Modell für den Kopf des Judas mißbraucht."

Er sah sich erstaunt im Raume um. "Hab' durch den Prior von Eurem abseitig närrischen Treiben gehört. Was schafft Ihr heute, daß Ihr Euch Zeit und Lust zum Malen so beschränkt?"

"Dies!" Lionardo wies lächelnd seinem Herrn einige Skizzenblätter mit wunderlichen Strichen und Linien vor, Abbildungen von Flügeln und Körpern von Vögeln und Libellen, mit allerhand Zahlen umkrizelt.

"Ein neues Kinderspielwerk?" spottete der Herzog.

"Ein Traum", entgegnete Lionardo.

"Erklärt Euch!" befahl Lodovico. "Was soll das? Ist es nicht im Grunde doch nur müßige Spielerei?"

"Laßt Euch etwas erzählen", sagte der Maler. "Nehmt es für Unsinn, wenn Ihr wollt! Vor einiger Zeit, es war tiefe Nacht, wurde mir ein Gesicht. Ich weiß bestimmt, daß ich im Schläse lag, denn ich träumte lebhaft. Ich sah, aus einem dunklen Raume sah in die Klarheit des Mondlichts tauchend, eine riesige Fledermaus auf mich zukommen. Und mit einmal, wie das so im Traume geht, saß ich auf ihrem Rücken und flog über die Stadt, über Mauern, Türme, Berge. Dann aber war es kein Tier mehr, sondern wurde ein dämonisches Wesen, gleichsam ein Drache, der mich trug, und er faßte den Wind mit weitgespannten Flügeln. Ich flog ohne Furcht. Nur Neugier hielt mich in Atem, und ich beobachtete jede Bewegung der Flügel. Nach einer ganzen Weile, ich weiß nicht, wohin und wie lange wir flogen, ließ sich das Wesen auf eine Wiese herab, wie ein Storch sich auf den Boden herabläßt. Dann verschwand es plötzlich, und ich stand allein. Wie ich überrascht, suchend mich nach dem Tier umkehrte, stieß ich an den Pfosten meines Bettes und fuhr auf. Eine Weile lag ich wach, und als es anfang zu dämmern, sah ich vor mir am Boden der Kammer etwas liegen, eine Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln. Sie war tot. Mein Fenster stand offen, also kein Wunder, daß sie hereingeschwirrt war."

"Eine tote Fledermaus? Daß ich nicht lache!" rief Herzog Lodovico. "Nun klärt sich auch Euer Traum mühelos auf. Ihr saht vielleicht am Tage einen Papierdrachen steigen an Knabenhand, und nun kam nachts noch eine Fledermaus dazu, streifte über Euch hin, und so haben wir denn die Ursachen Eures Traumes beisammen. Eine Kinderei das Ganze, nicht wert, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Laßt doch all das Zeug von Federn und Drähten und Holzgestellen und denkt lieber an die Verstärkung unserer Befestigung!"

Lionardo sah in Gedanken vor sich auf eins der Papierblätter, griff nach einem Stift und fügte einige Striche zu einem Gewirr ineinander verhakter Linien.

"Wenn aus einer Wolke, die wasserbeschwert droben am Himmel segelt, plötzlich Blitze herabschießen und ein Haus anzünden können, sollte man da nicht senkrecht von oben Pechkränze auf eine Stadt abwerfen können?"

Lodovico Moro sah belustigt auf: "Nun, nun, Meister, kommt mal gefälligst selbst herab auf die Erde!"

"Ihr scheltet meine Phantasie", verteidigte er sich, "aber unsere Phantasien sind etwas sehr Wesenhaftes. Greifen wir sie aus dem Nichts? Nein, Herzog! Unsere Gesichte haben mit den Arbeiten unseres Gehirns, unserer Augen und Ohren nichts zu schaffen. Gott schenkt sie uns, Gott oder ein Dämon. Wir können sie fassen, formen..."

Lodovico unterbrach ihn. "Meister, Meister, was Ihr auch sagt, ganz schön, doch das sind alles keine Wirklichkeiten. Das Leben fordert ein Sein hier, auf beiden Beinen, kann nur brauchen, was wirklich ist."

Lionardo runzelte die Stirn. "Gewiß! Und darum wiederhole ich: Sind unsere Gesichte und Ahnungen nichts? Erlauchter Herr, was ich ahnend schaue, innerlich schaue, nur das ist das

Bleibende in meiner Kunst, in aller Kunst. Es ist mit einem Tropfen Ewigkeit getauft! Erlaubt ein Beispiel: Mein Abendmahl wird dereinst verbleichen. Aber seine Gestalten werden am Leben bleiben; denn ich habe sie gesehen!"

Er machte eine kurze Pause, dann fügte er plötzlich hinzu: "Alles Geschehen ist gleichsam die Spitze einer Pyramide. Irgendwie baut sich von hundert Dingen, von einem Papierdrachen spielender Buben, von der Fledermaus, von ihrer nächtlichen Jagd, zu meinem Gehirn eine Verbindung. Den Habicht, der mich neulich wieder an den seltsamen Traum erinnerte, tötete der Bolzen. Der Gottesgedanke aber, der dieses Tier bildete und seinen Flug erfand, der lebt und bleibt ewig!"

Herzog Lodovico sah mit lebendigen Augen den Meister an.

"Träume und Tiere, unsterbliche Bausteine?" rief er. "Ein kühner Gedanke! Was aber hat all dies —", er wies auf die Geräte und Zeichnungen, "mit Eurem Schaffen und Planen zu tun? Mit jenem Funken, den Ihr aus dem Stein schlagen wollt?"

"Der Gedanke des Fluges", fuhr Lionardo fort, "hab' ich ihn erst einmal in eine Form gebracht, wird im Menschen wirken, wie das Samenkorn im Boden keimt. Ich ahne, ich weiß es. Ich schaffe dem, was ich traumhaft sah, greifbare Gestalt."

"Wöcht' ich's erleben, Meister! Laßt mich daran teilnehmen!"

Lodovico Moro warf sich mit lebhafter Teilnahme auf diesen Traum Lionardos. Er sprang auf, sah mit wachsender Neugierde die Zeichnungen an, betrachtete das von der Decke hängende Modell eines Vogels, stieß es mit der Hand an, drehte es und ließ es hin- und herschwingen. Der Krieger erwachte plötzlich in ihm, der Kondottiere.

"Ja, wenn das Segeln in der Luft möglich wäre!" rief er mit einmal aus. "Und wenn ich, wie Ihr andeutet, mit solchen Dingen Gräben, Mauern und Türme überfliegen und fressendes Feuer auf eine Stadt werfen könnte, Freund, bei den Teufeln der Hölle, dann eroberte ich ja die Welt!"

Lionardo lächelte. "Vielleicht das, was man auf dem Markte Welt nennt. Ein Ding, so von den Alpen bis zum Meer."

"Wär' mir genug! An was weiter denkt Ihr?"

"Es gibt auch eine Welt, in die alles eingeschlossen ist, das, was ist, das, was war, und alles, was sein wird. Eine Welt, aus der unser Tag ans Licht tritt wie der Morgen aus dem Finstern der Nacht, eine Welt, die wir nicht greifen, die wir nicht sehen können wie das Dunkel, und die ihren Ursprung hat jenseits allen Verstehens. Und ihr Ende? Vielleicht liegt's im Ewigen."

"Nun, nun, verfliegt Euch nicht schon wieder in Wolken! Die Ewigkeit bleibt ein gar dunkles und griffsunsicheres Ding, Meister, trotz allen Pfaffen und Propheten!"

Der Herzog lächelte und rührte Lionardo an der Schulter. Der sah an seinem Gaste vorüber durchs Fenster nach den am Himmel ziehenden Wolkenbooten.

"Nur, wer sich in ihr verliert, wird sich in ihr finden und an ihrer Brust ruhen", flüsterte er.

Mit der Hand den schwarzen Bart streichend, seufzte der Herzog: "Zuviel Philosophie! Damit fange ich nichts an." Dann aber griff er noch einmal nach dem Gehörten. "Wenn Ihr schon glaubt, daß alle Gestalt dort ihre Quelle hat, im Unbegreiflichen, um uns herum, so gebt dem merkwürdigen Wesen wenigstens einen Namen! Kann ich das Ding nicht fassen, so will ich es doch aussprechen können. Was ist nach Eurer Ansicht eigentlich die Welt, unsere und die unbekannte?"

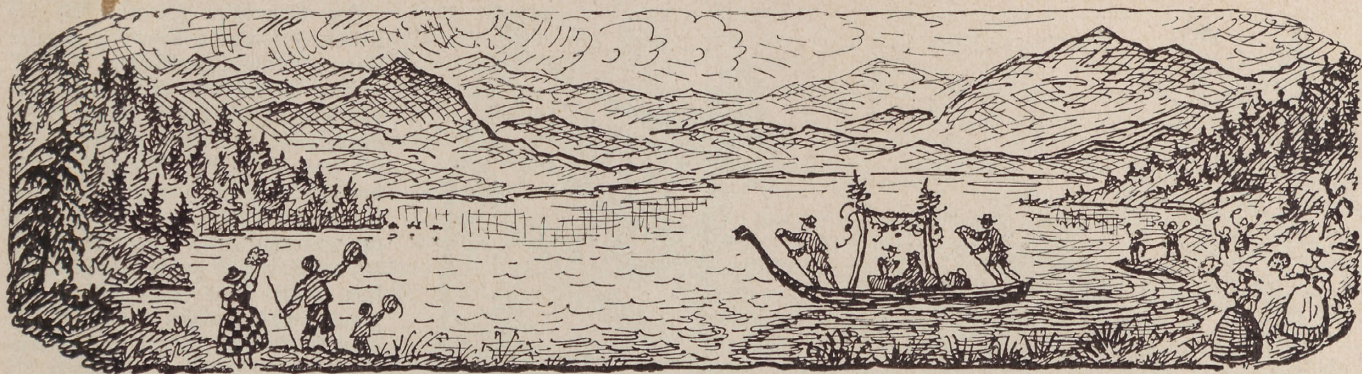
"Der Gedanke einer Gottheit", erwiderte Lionardo.

"Ein Wort und wieder ein nebelhaft Gebilde", meinte Lodovico. "Das werden nur wenige fassen. Indessen, sei es wie es sei, wir wollen es heute dabei bewenden lassen. Wöchte bei Euren Forschungen auch etwas Ruhbringendes für uns einfache Menschen und Erdenwürmer herauskommen!"

Während Lionardo sich über seine Papiere und Zeichnungen beugte, schien er den hohen Besuch ganz zu vergessen, und der Herzog verließ schließlich die Werkstatt.

Auf der Gasse, wo zwei bewaffnete Diener im Schatten gewartet hatten und nun mit seinem Pferde herbeiliefen, traf er Voltraffio, den Schüler des Meisters. Während er sich in den Sattel schwang und seine Zügel ordnete, rief er dem Maler, der ehrfürchtig grüßend beiseite trat, scherzend zu:

"Meister Lionardo studiert das Geheimnis einer toten Fledermaus! Er baut an einem fliegenden Menschen. Fast fürchte ich, die Welt will diesmal aus einem Weisen einen Narren machen."



„Heil sei dem Tag...“

Ein märchenhaftes Erlebnis von Balder Olden * Mit Zeichnungen von Rolf von Hoerschdelmann

Der Maler Rolli schrieb mir aus Wien nach Grundlsee eine Postkarte, er habe von dem Idyll gehört, in dem ich mit meiner jungen Frau Gemahlin lebte — der er ja flüchtig zu begreifen auch schon die Ehre gehabt habe —, und falls ich nicht absagte, würde er sich erlauben, in diesem Idyll vorzusprechen. Sein Zug, in dem er die ganze Nacht, selbstverständlich Künstlerklasse, zu verbringen gedachte, sei morgens um fünf Uhr dreißig in Bad Aussee. „Da ich des Landes unkundig bin, werde ich bescheiden auf einem Holzbänkchen warten, bis Sie mich holen oder holen lassen. Aber ich bitte Sie, Ihren Schlaf deshalb nicht abzukürzen, ich habe reichlich Zeit. Bitte, grüßen Sie auch Ihre mir bekannten Nachbarn, Frau Bertha und Herrn Baug, denen ich bei dieser Gelegenheit mal wieder die Hand schütteln werde...“

Herr Rolli ist ein sehr kleiner, rundlicher Mann, hat munterverträumte Auglein im Kopf und ein Bärtchen am Kinn; er lebt davon, Gnomen, Menschenfresser und vertrackte Märchenlandschaften zu zeichnen. Seine ganze Erscheinung ist seltsam aus Eichendorff-Tagen von unserer Zeit übernommen worden und paßt eigentlich nicht hinein; aber er hat sich doch allmählich im zwanzigsten Jahrhundert zurechtgefunden, so recht bescheiden in der Künstlerklasse oder auf einem Bahnhofsbänkchen wartend.

Wir hatten zwei Tage Zeit, ihm den gebührenden Empfang zu rüsten. Ein ganzes Dorf voll schöner und intelligenter Menschen stand uns hilfsbereit zur Verfügung.

*

Herr Rolli steckte sein rundes Schädelchen mit Rinnbart und Hornbrille aus dem Wagenfenster. „Ist hier Bad Aussee?“ Er hatte die Nacht über so heruntergedruselet und zuletzt von heißem Kaffee geträumt, nicht recht gewußt, ob diese Reisestrapsaze das Richtige war, denn wir kannten einander nur so, mehr durch gemeinsame Freunde als direkt. Gegen Morgen war die Müdigkeit wie Blei auf seine Augendeckel gefallen, so daß er aufs Haar über die Station hinausgefahren wäre. Aber er las auf einem großen Schild, daß er sich im rechten Augenblick wachgerissen hatte, denn da war ein sauberer Bahnsteig, und ringsum ragten in einen himmlisch blauen Himmel phantastische Berge, jeder für sich eine gewaltige Individualität. Die Sonne war eben heraus, Vögel schlugen wie berauscht von Morgenluft, und der kleine Herr Rolli wuchtete sein Gepäck aus dem Neß, stieg aus, hatte noch viel Schlaf in den Augen und staunte die grünen Berge mit den grauen Felsköpfen an.

Es näherten sich ihm jedoch drei Männer in steirischem Wicks, Gamsbärte am Hut, grün-graue Joppen und kurze Lederhosen, drei große stattliche Männer in bäurischem Staat. Hinter ihnen nahmen drei steirische Dirndl Stellung, die schönsten Mädchen, die man sich träumen kann, hochgewachsen, blühend jung, angetan wie die prachtvollsten Bauernpuppen, die man Kindern zu Weihnachten schenkt. Sie trugen ungeheure Blumensträuße in den Händen, und nun marschierten auch noch vier Musikanten mit Blechmusik an. Sonst waren nur zwei Photographen mit riesigen Apparaten da und der Bahnhofsvorsteher mit seiner roten Mütze; aber kein Reisender, dem dieser Empfang galt.

Herr Rolli war schläfrig-belustigt — das schien ein verfehltes Unternehmen! Er wollte den schweren Reisesack schultern, den Rucksack hatte er schon auf dem Buckel, und an dem Festkomitee vorbei seinem Bänkchen zustreben, da zogen die drei Männer ihre Gamsbärthüte, und der stolzeste, größte fragte in steirischem Hochdeutsch:

„Sapen wir die Ehre, Höörn Professor von Rolli vor uns zu söhen?“

„Mein Name ist Rolli, aber...“

„Dann gestatten wir uns im Namen der Gemeinde Bad Aussee, Alt-Aussee und Grundlsee, dem Herrn Professor ein freudiges Willkommen zu entbieten! Herr Kapellmeister, Tusch!“

Die Kapelle schmetterte einen Tusch, der ungeheuer durch den Morgen hallte, die drei Dirndl traten vor und machten tiefe Knicks, überreichten ihre Alpenrosen- und Enziankränze.

„Rüß“ die Hand, Herr Professor, und vergelt's Gott für die Ehre!“

Das ist ja... dachte Herr Rolli. Das schönste Dirndl erinnerte ihn an meine Frau. „Verzeihen Sie, gnädige Frau...“

Aber das Dirndl prustete dumm wie ein Bauernmädcl, das man „gnädige Frau“ anredet, und die anderen Dirndl prusteten noch lauter und dümmmer.

„Pucherer Censi heiß ich, bittschön, Herr Professor.“

Die Photographen wechselten immerzu Platten und steckten ihre Köpfe wieder unter die schwarzen Tücher, ein Empfangsherr nahm Herrn Rolli's Reisesack, die Musik spielte einen Marsch, aber die Blumen mußte Herr Rolli selbst schleppen; beide Arme voll Blumen, marschierte er zwischen den Riesen das Bahnhofsgelände an, die Tür zum Speisesaal wurde aufgerissen; er trat ein... Dann stand er ganz allein im Saal, ein einziger Tisch war festlich gedeckt, mit Blumen geschmückt, aber Festkomitee





und Musik und Photographen? . . . Herr Rolli machte die Tür wieder auf. Keine Seele war mehr auf dem Bahnsteig!

Die Kellnerin war in Festtracht wie die Ehrendirndl, seidenes Busentuch über dem schneeweißen Hemd und seidene Schürze über dem Rock, ein schwarzes Kopftuch weich um den Scheitel gefaltet, und auch sie war ein auserwählt schönes Kind. Sie knickte und führte Herrn Rolli an den Tisch, der für zwei gedeckt war; endlich wurde er die Last der Sträuße los, aber er stand noch und wartete auf den Pariner zum Frühstück. Die Kellnerin trug auf, was ein hungriger Mann zu dieser Stunde nur ersehnen mag, dampfenden Kaffee und heiße Milch mit einer großen Haube aus geschlagenem Rahm, blühende Spiegeleier, leuchtenden Schinken, Enziangeist in geschliffener Karaffe, goldgelben Käse, nach dem Backofen duftendes Weizenbrot. Aber Herr Rolli stand und wartete, bis ein uraltes Weiblein neben ihm Platz nahm, mit einem wie aus Holz geschnittenen Gesicht lächelte, ein Gebiß zeigte, in dem das strenge Leben nur vier gelbe Veteranen übrig gelassen hatte, und sich mit wackligem Kopf über die guten Dinge hermachte.

„Greifen's zu, Herr Professor!“

Dann sprach die Alte kein Wort mehr, sie löffelte, schlubberte und schwelgte laut; Herr Rolli mußte sich sputen, sonst hätte sie alle Teller allein leergepugt.

Als das Mahl wortlos beendet war, packte Herr Rolli sich wieder den Rucksack auf und die Arme voll Blumen, aber jetzt hing das Greifenweiblein sich auch noch in seinen Arm, daß er ganz gefesselt war, stieß ein bißchen auf und kicherte schämig, und so trippelten sie hinaus auf die Straße, wo ein Zweispänner wartete. Girlanden waren um den Wagensitz geschlungen, der Kutscher in Sonntagstracht war grün geschmückt, seine Pferde, seine Peitsche. Auf dem Boß saß neben ihm das wunderschöne Dirndl, das meiner Frau ähnlich zu sehen schien, aber es sprach nicht und lächelte nicht, sah geradeaus wie ein Heibuck. Neben Rolli aber nahm das Wurzelweibchen im Wagen Platz, gauzte dem Kutscher zu: „Fahr!“, und die jungen Pferde trappelten los. So ging's durch Bad Aussee, wo Kinder „Hoch!“ riefen und aus den Fenstern Tücher flatterten, dann auf ebener Straße hinein in die grünen Tannenwälder.

Man weiß, daß es im Salzkammergut wochenlang gießen kann wie kaum in den Tropen bei großer Regenzeit, aber wenn's der Himmel einmal gut meint, erlebt man ein Strahlen der Sonne und ein Leuchten der Wälder und einen Duft aus Nadelholz, Weidegras, auf Gletschern gekühlter Himmelsluft, wie das Herz es gerade noch ertragen kann. So ein Tag war das; Herrn Rolli lag es nahe, aufzuwachen. Er stupste das Dirndl ein bißchen in den Rücken, um ihm etwas Gutes zu sagen, aber das drehte sich grinsend um. Er warf einen Arm voll zärtlicher Liebe um die Alte, aber die machte nur „Wollwoll!“ Dann kam der Seel

Im Grundlsee spiegeln sich die steilen Felswände bizarr geformter Berge, wenn das Wasser klar ist, und an diesem Tag war es wie edelstes Kristall, die Sonne bligte bis in unergründliche Tiefen. Diese Berge, die zugleich in den Himmel und in die Fluten ragten, waren noch unfassbarer als alles, was dieser Morgen gebracht hatte. Herr Rolli riß sich am Bart und putzte zum hundertsten Male seine Brillengläser, er glaubte nichts mehr, was er sah. Aber da kam ein Mann in Bauerntracht angeradelt, den er kannte.

„Herr Baug! Herr Baug!“ jubelte er und wußte plötzlich: das war einer von den Photographen auf dem Bahnhof gewesen! Aber der Mann sah ihn fremd an und radelte weiter, ohne den Hut zu kippen.

Dann kam eine junge Bäuerin marschierend, die Herrn Rolli mit hellen Augen anblinnte. Das ist doch Frau Bertha Baug aus München! . . .

„Frau Bertha! Frau Baug!“

Aber sie lachte nur freundlich, blieb keinen Augenblick stehen.

Jetzt trabten die Füchse durch grünen Wald. Herr Rolli lag besiegt in den Wagentissen und ließ alles kommen, was da kam, ohne zu fragen, ob er träumte. Das Triumphtor mit Tannreisgirlanden und buntem „Willkommen!“ überraschte ihn nicht mehr, obwohl es nicht quer über den Weg stand, sondern längs und vor einem Zaun; die Bärte am Ufer, grün geschmückt und mit seidenen Rissen, schien selbstverständlich, die Männer, Frauen, Kinder in Sonntagstracht, die ihm stumm zuwinkten. Aber jetzt trat ein kleines Mädchen mit Zahnklücken und Sommer sprossen aus der Menge hervor und sang — so falsch, wie Herr Rolli in seinem Leben nie hatte singen hören: „Zu Mantua in Banden.“ Alle fünf Strophen sang es. Ohne eine Sekunde Pause zu machen, fuhr es fort: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ bis zum letzten Reim und, abermals ohne Atem zu holen, deklamierte es mit gellender Stimme und grauenhaft falscher Betonung: „Der Trompeter von Bionville: Sie haben Tod und Verderben gespien“ — bis zum letzten Hauch des abgekämpften Huzaren. Herr Rolli dankte nicht, jetzt wußte er bestimmt, daß er schlief oder tot war.

Herrn Rolli packte die alte Frau und ging mit ihm am Arm in die mit Rissen geschmückte Bärte. Zwei blanke Burschen tauchten die Ruder in den See. Herr Rolli erkannte, daß er über den Styr fuhr, er erwartete eine lange Reise, aber es ging nur um eine kleine Landzunge herum, bis zu einem hölzernen Märchenhäuschen, einem Pfahlbau, der halb im See lag. Kein Gesicht zeigte sich in den Fenstern, kein Mensch stand auf der Veranda, Bienen summten, sonst war kein Laut. Da plötz-



lich dröhnten Revolver- und Flintenschüsse, ein riesiger Ehrensalut, dessen Echo über den See rollte und von den Bergwänden hundertfach zurückkam. Unsichtbare Hunde, ein ganzes Rudel, heulten und tohten dazu. Jetzt strömten die Bauern, Männer, Frauen, Kinder, die Herrn Rolli an der Ehrenpforte mit toten Gesichtern angeschaut hatten, jubelnd zum Ufer. „Hoch! Hoch! Herr Rolli, hoch!“

Auf der Veranda des verzauberten Häuschens erschienen in roten Mänteln, goldene Papierkronen auf dem Haupt, ein Mann und eine hohe, strahlende alte Frau. Sie hoben die Hände zu feierlichem Gruß. Diesen Mann erkannte Rolli, das war ich, sein Gastfreund. Gleich darauf taumelte er in meine Arme.

„Wecken Sie mich doch auf!“

Ich fragte streng: „Wollen Sie nicht meine Gattin begrüßen, die Frau Sonne?“ und wies auf die schöne, alte Königin, die einst Amme meiner Frau und jetzt die Pflegerin ihres Kindes war. Herr Rolli reckte die kurzen Arme nach ihr, sie beugte sich huldvoll, er küßte sie, sie küßte ihn. Aber dann begann er zu weinen. Er, der selbst ein Märchendichter mit dem Stift und außen wie innen eine Gestalt aus seiner eigenen Märchenwelt war, weinte, von soviel Märchen besiegt, am großen Busen dieser mütterlichen Frau, in ihren Armen, das Kinnbärtchen in ihren Hals gepreßt. Sie roch nach frischer guter Milch und frisch geplätteter Wäsche, nach Mutter und Kinderstube; er badete ihr Herz mit Kindertränen.

Wissenschaft an der Wende

4. Atomphysik

Von Prof. Dr. A. Sommerfeld

Es ist kein Zweifel, daß die heutige Wissenschaft zur Zusammenfassung und zur Erkenntnistritik neigt. Das gilt von der Mathematik, die die Grundlagen der Geometrie und der Logik zu formulieren unternimmt; das gilt ebenso von der Physik, seitdem Einstein im Jahre 1905 mit seiner speziellen Relativitätstheorie und noch mehr im Jahre 1916 mit seiner allgemeinen Relativitätstheorie unser erkenntnistheoretisches Gewissen geschärft hat. Die bildhafte Vorstellung eines materiellen elastischen Äthers, die besonders die Engländer auszubilden liebten, wurde hier ersetzt durch eine philosophische Forderung, nämlich durch das Postulat der Unabhängigkeit der Naturgesetze vom Standpunkt des Beobachters. Eine ähnliche Wandlung hat sich in der Atomphysik vollzogen, über die ich hier berichten möchte.

Niels Bohr hatte, fußend auf der Quantentheorie von Max Planck, Atommodelle skizziert, die von den genau bekannten, aber bis dahin rätselhaften Lichtemissionen des einfachen Atoms, nämlich von den Spektrallinien des Wasserstoffs, Rechenschaft gaben. Das Atommodell war dem Planetensystem nachgebildet: ein „Kern“, um den die Elektronen kreisen, wie die Planeten um die Sonne. Ich bemerkte, daß man die Elektronenbahnen im Wasserstoff genauer beschreiben kann als Ellipsenbahnen (als „Kepler-Ellipsen“, um auch hier den planetarischen Ausdruck zu benutzen), indem ich deren große und kleine Achse, ihre Stellung im Raum usw. durch eine erweiterte Anwendung der Quantentheorie berechnete. Diese Theorie konnte bestätigt werden durch den Vergleich mit feinsten Spektralmessungen, die um die gleiche Zeit bekannt wurden. Als ich darüber im Jahre 1917 unseren akademischen Frontsoldaten vortrug, sagte mir ein alter Generalarzt, den ich unter meinen Zuhörern hatte: „Wir war bei Ihrem Vortrag zumute, wie kürzlich beim Anhören eines Mozartquartetts; es gibt doch noch etwas Schönes auf der Welt neben diesem furchtbaren Krieg! Es gibt doch noch Gesetze und Harmonien, die über der menschlichen Willkür stehen.“ Wir sahen damals diese einfachen Atombilder als etwas letztes Reales an und glaubten, sie, auch bei weniger einfachen Atomen als dem des Wasserstoffs, durch die Beobachtung bestätigen zu können.

Aber es ergaben sich auch Unstimmigkeiten, die den Glauben an die allzu wörtliche Realität des Bildes allmählich erschütterten. Zum Beispiel zeigte es sich, daß in den Molekularspektren gewisse Linienabstände durch halbe Zahlen ($\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{2}$. . .) bestimmt waren, wo wir nach der älteren Theorie ganze Zahlen (1, 2, 3 . . .) erwarteten. Seit dem neuen mathematischen Schema der Wellenmechanik (de Broglie, Heisenberg, Schrödinger ums Jahr 1926) ist uns das atomare Planetensystem nur noch ein Gleichnis, keine absolute Wirklichkeit mehr. Die genaue mathematische Beschreibung hat zwar immer noch an das Bild des Planetensystems anzuknüpfen, aber sie malt dieses Bild nicht mehr nach den Regeln der klassischen Punktmechanik, sondern nach denen der Wellenmechanik aus. Die Gesetze der Atommechanik weichen von denen der Himmelsmechanik ab; vielleicht war es eine Naivität, ein übertriebener Optimismus, anzunehmen, daß das mikroskopische Geschehen dem makroskopischen genau nachzubilden sei. Die neue Theorie gibt keine bestimmten Positionen der Elektronen, sondern nur Wahrscheinlichkeitsmittel, das Bild wird „unscharf“, seine Aussagen gelten nur statistisch. Es versteht sich von selbst, daß an den positiven Ergebnissen der älteren Theorie, soweit sie die Beobachtungen betraf, nicht gerüttelt wird, aber ihr Inhalt wird weniger greifbar, ihre Auffassung mehr mathematisch als bildlich. Die Erkenntnistritik hat über die naive Anschauung gesiegt. Man kann das je nach dem persönlichen Standpunkt begrüßen oder bedauern, aber man kann es nicht ändern.

Es ist in jüngster Zeit viel davon die Rede, daß die strenge Kausalität hinfällig geworden sei. In gewissem Sinne ist das zuzugeben. Die neue Theorie handelt von Wahrscheinlichkeiten, wo die ältere Theorie von notwendigen Folgerungen sprach. Aber trotzdem bleibt in praktischer Hinsicht alles beobachtbare Geschehen vorausbestimmbar. In der Erfahrung des täglichen Lebens sowie in der Astronomie haben wir es mit großen Ansammlungen von Atomen zu tun, für welche die von der neuen Theorie behauptete „Unschärfe“ von selbst fortfällt. Und bei den feineren Beobachtungen der Physik können wir immer nur statistische Mittelwerte sehr vieler atomarer Einzelprozesse wahrnehmen, die gerade von der wellenmechanischen Methode scharf erfaßt werden.

Ein geistreicher amerikanischer Kollege meinte kürzlich in einem Vortrag: „Früher konnte man viel erklären und wenig berechnen, heutzutage kann man wenig erklären, aber viel berechnen.“ Das will sagen: Die älteren Theorien waren dem menschlichen Fasslichkeitsbedürfnis angepaßt und knüpften an geläufige Vorstellungen großen Maßstabes an. Dahin gehörte der elastische Lichtäther, die quasielastische Lichtquelle älteren Stils und das atomare Planetensystem neueren Datums. Aber das atomare Planetensystem gab keine Handhabe, die Intensitäten der Spektrallinien zwangsläufig zu berechnen. Die neue Wellen- oder Quantenmechanik schafft einen zunächst abstrakt anmutenden Formalismus und verzichtet auf anthropomorphe Anklänge; aber sie liefert sichere mathematische Regeln, um Übergangswahrscheinlichkeiten zwischen einem gegebenen Anfangszustand und einem möglichen Endzustand des fraglichen Atomsystems zu berechnen. Was heißt denn erklären? Letzten Endes doch nur: die Geschehnisse mathematisch beherrschen, das Vielerlei auf eine einheitliche Formel bringen. Daß diese Formel uns menschlich anmuten müsse, kann man nicht verlangen. Die Naturgesetze sind viel großzügiger als unsere Denkgewohnheiten. Diese werden durch die Entwicklung umgemodelt; jene sind „beständiger als Erz“.

Zum Schluß sei ein Punkt berührt, der mir für die allgemeine Erkenntnis wesentlich scheint. Wie schon der Name „Wellenmechanik“ andeutet, haben wir den materiellen Punkt der alten Mechanik in ein Wellenphänomen aufzulösen; andererseits haben wir die Lichtwelle mit der materiellen Eigenschaft einer „Lichtkorpuskel“ auszuschalten. Ebenso wie das Licht, nimmt das Elektron eine Doppelnatur an, als Körperchen und als Welle. Der neu entdeckte Tatsachenkomplex der Beugungserscheinungen von Elektronen legt davon Zeugnis ab. Eine vollständige Wiedergabe der atomaren Tatsachen muß beide Seiten des Elektrons in Rechnung setzen. Die klassische Physik kannte nur die eine Seite, beim Licht die Wellennatur, beim materiellen Punkt und beim elektrischen Elementarquantum die körperliche Seite. Die neuere Entwicklung hat mit diesem einheitlichen oder „monistischen“ Standpunkt gebrochen. Sie ist „dualistisch“ geworden, wie unser ganzes Leben dualistisch verläuft und sich zwischen den beiden Polen, Körper und Geist, Außenwelt und Innenleben abspielt.

Strategie im Sand

Von Karl Ellmar * Mit eigenen Aufnahmen der „Gartenlaube“

So ist das Leben: Als Jungens hat uns der Weihnachtsmann einmal eine mehr oder minder große Schachtel Bleisoldaten unter den Tannenbaum gelegt. Wir haben mit heißen Köpfen Schlachten damit geschlagen, und die bleiernen Pickelhauben, die Kürassiere und Ulanen, haben natürlich immer gegen die rotbehafteten Figuren gewonnen. Dann kam eines Tages der Weltkrieg, und aus dem längstvergesenen Kinderspiel wurde 4½ Jahre lang grausamer Ernst. Der Friede brach aus — und heute steht man, ein ausgewachsener Mann, wieder vor der Schachtel Bleisoldaten, greift hinein und leitet Schlachten von Bleisoldaten gegen Bleisoldaten.

Es gibt zur Zeit 100 000 erwachsene Leute im Deutschen Reich, sie tragen dasselbe Feldgrau wie die Millionen im Kriege — und spielen trotzdem mit Bleisoldaten.

Der Unterrichtsraum einer Reichswehrkompanie: ein



„Diesen Kartenausschnitt möchte ich auf dem Sandkasten haben“



Ran an die Arbeit!

großes Zimmer, an den Wänden hängen polnische und französische Uniformtafeln, Querschnitte durch Handgranaten und Maschinengewehre, graphische Darstellungen über die Folgen des Friedensvertrags und die militärische Übermacht, gegen die die grauen Soldaten, die Reichsgrenzen schützen sollen — Ansichten vom Straßburger Münster, vom Dom St. Marien zu Danzig, vom Kaiser-

paß, wie schon ihr Name Generalstabskarte sagt, mehr für „höhere Tiere“. Der Sandkasten aber ist etwas Lebendiges, er hat wirkliche Höhen und keine Bergstriche, er hat grüne Wälder und keine Nadel- und Laubholzsignaturen, er hat Gehöfte, Straßen und Schienenwege genau so, wie sie das Auge draußen in der Natur sieht.

Eines Tages kommt der Hauptmann mit einigen jungen Unteroffizieren oder Gefreiten ins Unterrichtszimmer. Er hält eine Karte in der Hand und zeichnet mit einem Blaustift ein kleines Rechteck hinein. „Diesen Kartenausschnitt möchte ich auf dem Sandkasten haben“, sagt er und gibt die Karte dem Unteroffizier. „Übermorgen mittag ist alles fertig. Wiedersehen!“

Der junge Unteroffizier schiebt die Schirmmütze ins Genick und kraut sich den Scheitel. hm, das blauumrissene Stückchen Karte ist winzig klein, nur ein paar Zentimeter lang und breit — aber der Sandkasten ist riesengroß, er mißt an die zehn Quadratmeter. Auf diesen zehn Quadratmetern soll — maßstabsgerecht!! — in der knappen Freizeit von zwei Tagen in Natur dasselbe Bild erstehen, das der Kartograph mit winzigen

schloß in Posen, vom Rathaus in Thorn.

In der Ecke des Unterrichtszimmeres aber steht ein graugestrichenes Ungeheuer auf sechs Schemeln. Vier Bretter rahmen eine täuschend nachgeahmte Landschaft ein mit Waldstücken, Hügeln, Tälern, Dörfern, baumbestandenen Straßen, Windmühlen, Obstgärten, Ziegeleien, Seen, Wiesen: der Sandkasten der Kompanie.

Kein Stand hängt mehr an der Überlieferung als das Meer. In der alten Armee war der Sandkasten nicht Allgemeinut — und deshalb hat es Jahre gedauert, bis sich der Sandkasten in der Reichswehr durchsetzen konnte. Heute ist er eine Selbstverständlichkeit geworden, ein Unterrichtszimmer ohne Sandkasten ist heute ein Ding der Unmöglichkeit.

Der Zweck des graugestrichenen Ungetüms, das die Schmalseite des Unterrichtszimmeres fast völlig ausfüllt: Der Sandkasten soll die Übung im Gelände zwar nicht erlegen, aber ergänzen. Die Landkarte in der Hand eines Rekruten ist etwas Kaltes und Totes, sie

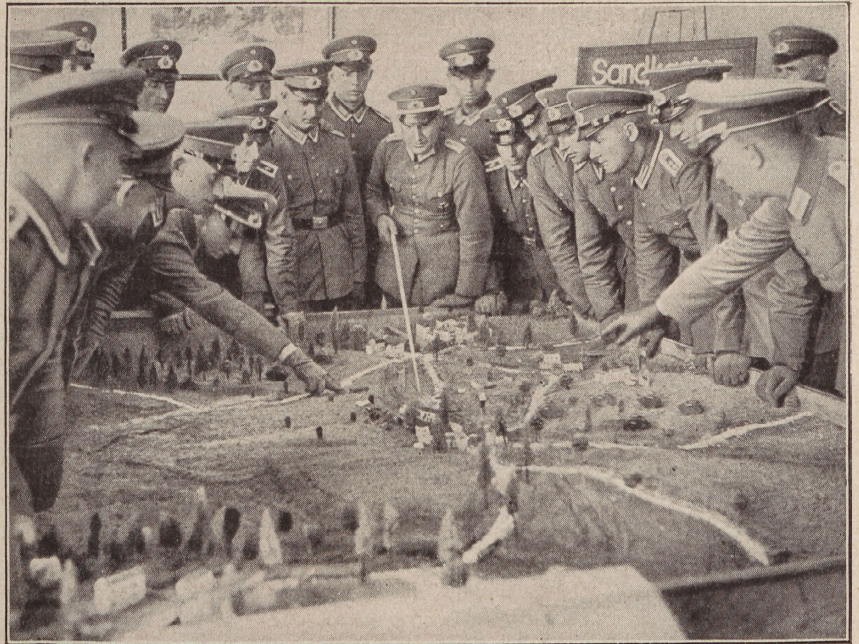
Signaturen auf das Papier gebannt hat. Aus Bergstrichen sollen Höhen, aus einer krummen Linie ein Bach, aus einem dünnen Strich ein Feldweg, aus einigen Zuckerhütchen ein Tannenwald, aus einem kleinen viereckigen Punkt ein Gehöft werden.

Und es heißt nicht umsonst in dem uralten Soldatenliede: „Unser Hauptmann, der ist ein gar strenger Mann . . .“ Übermorgen, plüktlich um Mittag, wird der Hauptmann erscheinen, er wird einen Meterstab zur Hand nehmen und genau nachprüfen, was seine Soldaten im Schweiß ihres Angesichts vollbracht haben. Und wenn der Unfinn zu groß ist, dann fährt die Spitze des Meterstabs ungnädig mitten durch Dörfer und Äder und der Hauptmann sagt: „Nochmal, damit ihr endlich Karten lesen lernt!“

Denn wahrhaftig: Wer einen Sandkasten maßstabsgerecht aufzubauen hat, der lernt die Karte lesen bis in die letzten Feinheiten!

Eines Tages steht der Sandkasten farbenprächtigt da mit roten Dächern, mit grünen Wiesen, mit weißen Straßen, freundlichen Birkenwegen und Weidengebüsch am Bachufer. Der Hauptmann nickt und lächelt — nicht nur über den neuen blühblanken Sandkasten, sondern auch darüber, daß seine Kompanie wieder einmal nach eigenem Geschmack gebaut hat. Tradition muß sein. Die eine Kompanie streut ein schreiendes Giftgrün auf die Wiesen, die andere ist künstlerischer veranlagt und mischt und dämpft die Farben. Die eine ist großzügig und deutet nur an — die andere tobt sich in zierlich geschnitzten Häuschen, in kunstvoll nachgemachten Birkenbäumchen und Koppelzäunen aus.

Der Sandkasten ist fertig — jetzt beginnt der Ernst.

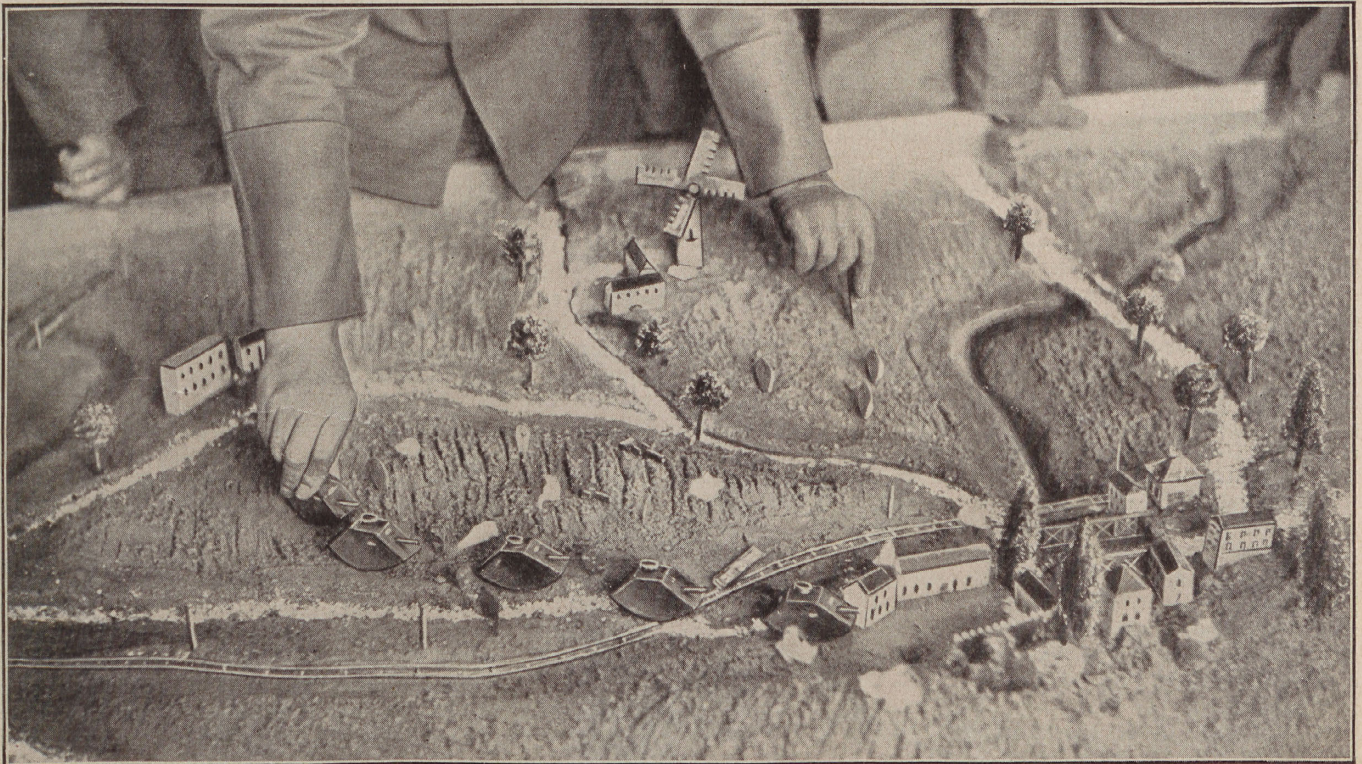


Der Hauptmann mit seinen Unteroffizieren



Der Krieg findet zwar im Saal statt, aber mit heißen Köpfen

Die Rekrutenklasse hat am Vormittag auf dem Exerzierplatz „Patrolje“ geübt. Am Nachmittag steht sie um den Sandkasten, und der Leutnant stellt eine Patrouillenaufgabe. Vier Köpfe ist die Patrouille stark, ein Führer und drei Mann, und der Leutnant greift in die Schachtel, stellt vier graue Bleisoldaten in das Weidengebüsch am Bach und sagt: „Das sind Sie, Adomeit, Sie führen die Patrouille. Und das ist Rautjokat II, Möller und Lenschte. Also, Adomeit — Sie



Die Tanks rasseln gegen das Dorf vor

Aufnahmen Scherf

sollen mit Ihren Männern feststellen, ob in diesem Gehöft die Polen stecken oder nicht. Wie machen Sie das?"

Der junge Schütze Adomeit faßt nach heftigen Überlegungen den Entschluß, Möller und Lenschke schußbereit am Gebüsch liegen zu lassen und sich mit Naujokat II am Bach entlang und dann durch den Hohlweg an das Gehöft heranzuschleichen, von Deckung zu Deckung. Und genau so, wie Adomeit mit seiner Patrouille vorgeht, so wandern die Figuren auf dem Sandkasten mit. Auf einmal greift der Leutnant in die Schachtel und legt zwei khaki-braune Bleisoldaten an die Scheunenecke und dann noch ein halbes Duzend, bis das Gehöft dick von Polen besetzt ist.

"Adomeit, aus dem Gehöft knallt es kräftig; es gibt Zunder! Naujokat II, Sie haben sich in Ihrer ganzen stolzen Körperlänge von 1,89 mitten auf die blanke Wiese gelegt. War das richtig?"

"Nein!" tönt es im Kreis und ein Duzend Zeigefinger deuten auf den Baum, hinter dem er hätte Deckung nehmen sollen.

"Richtig", entscheidet der Leutnant und kippt den Bleisoldaten, der Naujokat II darstellt, auf die Seite. "Kopfschuß! Sie haben jetzt nur noch zwei Leute, Adomeit. Entschluß! Was tun Sie?"

Underthhalb Stunden mühen sich die Rekruten mit der Pa-

trouille ab — dann kommt die ältere Mannschaft an die Reihe. Sie gibt sich schon nicht mehr mit „Patroljenzauber“ ab, sie kann schon Gruppen und schwere Maschinengewehre durch die Gegend führen. Und die Unterführerklasse, die den Nachwuchs für die Unteroffiziere liefern soll, kämpft bereits im Rahmen des Zuges. Wenn aber der Hauptmann mit seinen „Korporälen“, nämlich mit den Unteroffizieren, erscheint, die als Zug- und Kompanieführer ausgebildet werden, dann bedeckt sich der Sandkasten mit bleiernen Nachbildungen von Soldaten, Maschinengewehren, Minenwerfern und Tanks. Es raucht unter den Schirmmützen, denn in der Hitze des Spiels in Sekundenschnelle den Entschluß zu treffen und einen klaren, unmißverständlichen Kompaniebefehl aus dem Handgelenk zu schmettern — das ist nicht so einfach.

Beim Spiel am Sandkasten kommt alles auf den Leitenden an; es kann bodenlos langweilig werden. Hat der Leitende aber Schwung und Phantasie, kennt er den Krieg aus eigenem Erleben — dann gibt es heiße Köpfe, und für eine Stunde werden die spielerischen Bleisoldaten zu wirklichen Kämpfern, die Tanks rasseln gegen das Dorf heran, der bunte Sandkasten wird zum Schlachtfeld, auf dem die eisernen Würfel rollen.

Das alte Recht

Skizze von Adele Ude * Mit Zeichnungen von Karl Hänsel-Dresden



Als Herr von E. den Einödschhof erwarb, um hier in ungestörter Muße die Studien seiner großen Reisen zu verarbeiten, wußte er nichts von den schweren Streitigkeiten, darin dieser alte Bauernsitz jahrelang verstrickt gewesen.

Es hätte ihm auch sicher nichts daran gelegen, die Geschichte der Vorbesitzer zu erfahren.

Ihm genügte es, daß der Hof in einer schönen Landschaft lag, die ihn zum Schaffen anregte. Zudem war der ganze Hof von einer weiten Wiese umgeben, die ihn von allen Nachbarn trennte und einen ungestörten Frieden versprach. Diese leuchtende, blumige Wiese war von Anbeginn die besondere Freude des neuen Besitzers. Nichts vermochte ihn so zu erfrischen, wie wenn er von seinem Schreibtisch aufsaß und den Blick auf der weiten, sonnigen Fläche ruhen ließ.

Und doch lag gerade in dieser so friedlich beruhrenden Aue die kleine, bittere Spur eines alten, verletzten Rechtes begraben, die auch für den neuen, ahnungslosen Besitzer eines Tages auf ungewöhnliche Weise sichtbar werden sollte.

Herr von E. dachte vorerst nicht daran, mit seinen Nachbarn, auf deren Gehöfte sein hochgelegenes Haus hinabsah, in nähere Beziehungen zu treten. Der einzige, dessen Besuche er schätzen lernte und mit dem er im Laufe dieses ersten Sommers manchen frühen Morgen verplauderte, war der Förster, ein ebenso bedächtiger wie tiefdenkender Mann. Aber die Gespräche mit diesem alten, einsam hausenden Jäger betrafen nur den Wald und das Leben der Tiere, das Herr von E. besonders gern beobachtete und auch in seinen Schriften häufig behandelte.

Den Verzicht auf alle übrigen nachbarlichen Beziehungen konnte der neue Besitzer der Einöde sich um so mehr er-

lauben, als er vermögend war und sich auf keine häuerliche Hilfe und Gefälligkeit angewiesen sah, von denen das Leben auf dem Lande sonst leicht abhängig ist. So lebte er ganz seinen Neigungen, richtete den alten Hof nach seinen Ansprüchen ein und fühlte sich befriedigt als uneingeschränkter Herr auf einem schönen, friedlichen Stück Erde.

Es kam der Herbst, von Herrn von E. als eine besonders anregende Arbeitszeit erwartet, in der er den ersten Teil seiner Schriften abzuschließen hoffte.

An einem rauschenden Oktoberabend saß er wie stets über seiner Arbeit, ohne auf die dahingegangene Zeit zu achten. Im Haus war alles still, das Gesinde war schon lange schlafen gegangen. Aber die fürsorgliche Hausmagd hatte, wohl in Voraussicht, daß der Herr wieder bis tief in die Nacht hinein schreiben würde, den Kachelofen noch reichlich gefüllt, und das Prasseln der Scheite übertönte wohligh den immer stärker einsetzenden Sturm.

Da fuhr der Schreibende plötzlich auf — draußen klangen laute, dringende Rufe. Mit einem Schritt war Herr von E. am Fenster und sah betroffen eine unnatürliche Helligkeit aufflackern. Einige fremde Burschen rannten über den Hof und schrien mit gellenden Stimmen: „Feuer!“ —

Hinausstürzend sah der Erschrockene die Flammen aus dem Dach seines Hauses züngeln, die der Sturm — es war der Föhn, wie die dumpfe Luftwärme verriet — heulend ansachte und furchtbar auszubreiten drohte. Blindlings folgte Herr von E. den Zurufen der Burschen, die er zwar nicht kannte, die aber so besonnen und gewandt vorgingen, daß auch das herbeigeeilte Gesinde ihnen ohne weiteres gehorchte.

Nach einer beklemmenden, rastlosen Stunde war die größte Gefahr überwunden. Aber der Tag begann bereits zu grauen, als das letzte getan war und allen Helfern eine Stärkung gereicht werden konnte. Da bot sich auch die erste Gelegenheit, über das Geschehene zu reden, und der Betroffene erfuhr, diesmal leider zu spät, daß man hierzulande in solchen Föhn-nächten alle Glt in den Ofen erstickt. Denn nichts reizt die Funken leichter aus den Schornsteinen und schürt sie am Gebälk rascher zu Flammen als der trockene Föhnsturm.

Herr von E. schaute die Burschen



nun auch genauer an, die das Schlimmste verhüten halfen, und fragte, wo sie denn das ausbrechende Feuer zuerst bemerkt hätten. Die jungen Leute gestanden, daß sie sich beim Tanz im Kirchdorf reichlich verspätet hätten, da wären sie über den Berg durch die Wiese des Herrn von E. gegangen. Es führe da eine alte verwachsene Wegspur. Dies sei zwar ein Übergriff, aber Herr von E. würde es ihnen nun hoffentlich nachsehen. Denn niemals hätten sie die noch kleinen Flammen bemerken können, wenn sie wie sonst den Umweg durch die tiefgelegene Waldschlucht gegangen wären.

Herr von E., der noch im Innersten erfüllt war von dem Erlebten, reichte, von neuem bewegt, den Burschen die Hand.

„Meinetwegen“, rief er ohne Besinnen, „mögen Sie und auch Ihre Angehörigen die alte Wegspur, die Sie mir nannten, so oft benutzen, wie es Ihnen gelegen ist. Kürzen Sie getrost Ihre Wege durch meine Wiese und schauen Sie allzeit so nachbarlich zu meinem Haus hinüber wie in dieser Nacht!“

Er merkte wohl, wie die Burschen einander betroffen und fragend ansahen. Deshalb wiederholte er noch einmal nachdrücklich sein Anerbieten. Da nahmen die jungen Leute wortlos ihre Mützen ab und reichten ihm ernsthaft die noch rauchgeschwärzten Hände.

Daß es mit diesem fast feierlichen Händedruck eine ganz besondere Bewandnis hatte, erfuhr Herr von E. allerdings erst am nächsten Tag, als der alte Förster vom Wald herabstieg, um sich von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen.

Er ließ Herrn von E. ausführlich erzählen. Nur hin und wieder qualmte seine Pfeife mit dem Rohr aus Rehgehörn ein wenig stärker, was eine heimliche Stellungnahme verriet. Endlich klopfte er nachdenklich seine Pfeife aus. „Es geht merkwürdig zu im Leben, Herr von E. Was der frühere Besitzer dieses Hofes seinen Nachbarn in langen Prozessen mühsam abgelistet hat, das geben Sie nun den Leuten freiwillig wieder.“

„Wovon reden Sie?“ fragte Herr von E. verwundert.

„Ich meine den Weg durch Ihre Wiese.“

„Und was hat der mit Prozessen zu tun?“

„Seit denkbaren Zeiten führte ein altes Gehrecht durch die große Wiese des Einödhofes. Aber der letzte Bauer hier war ein mißgünstiger, menschenfeindlicher Mann; der wollte das alte Recht nicht mehr dulden. Er war reich genug, lange

Prozesse darum zu führen und gegen seine ärmeren Nachbarn stärker zu sein. Die Leute mußten schließlich das Streiten aufgeben und nun zum Kirchdorf den weiten Umweg durch die feuchte und finstere Waldschlucht zurücklegen. Ein paar Jahrzehnte sind darüber vergangen. Und nun über Nacht erhalten die Leute auf einmal wiedergeschenkt, was doch für alle Zeiten verloren und verwachsen schien.“

Herr von E. schwieg eine Weile, in der er sich zu fragen schien, inwieweit er vielleicht bei seiner Erlaubnis unter geheimnisvollen Einflüssen dieser alten Erde und ihrer Schicksale gestanden hatte.

„Von all dem habe ich natürlich nichts gewußt“, zögerte er. „Immerhin, wenn ich, ohne es zu ahnen, einem verlorengegangenen Recht gleichzeitig wieder zur Geltung verhelfen sollte, so habe ich um so mehr Veranlassung, mich meines Einfalls zu freuen und mir nur Gutes davon zu versprechen.“



Zwischen Tag und Traum

Kleines Erlebnis von Herta Plötz

Es ist die Stunde zwischen Tag und Nacht, die Stunde zwischen Wirklichkeit und Traum, die Stunde, in der lebendig wird, was der helle Tag verdrängte. Ich liege hinter der Hecke eines blühenden, duftenden Parkes und horche auf die Stimmen der Dämmerung und warte auf Schlaf und Vergessen.

Von den Wiesen her, in denen der Tau dicht und kühl wie ein weißes Meer steht, zieht mit dem herben Geruch des gemähten Grases der Duft sterbender Wiesenblumen, der die Seele traurig und hoffnungslos macht. Lautlos wie ein Schatten gleitet auf weichen Schwingen eine Gule vorüber und verschwindet im Park.

Im Gutshause hinter den hohen Tannen ist Rundsunkmufst. Eine dunkle Frauenstimme singt. Man versteht die Worte nicht, aber die Töne dringen klar und weich zu mir her. Es ist eine schlichte Melodie, schwermütig und still, eine Melodie, die alles sagt, was der sinkende Abend hier draußen verschweigt.

Plötzlich bricht das Singen ab, man hat wohl die Fenster geschlossen. Kein Ton dringt mehr zu mir heraus.

Wie fühlbar still ist es jetzt, da die warme Stimme schweigt.

Am fahlen Himmel blinkeln blaß und lichtlos die ersten Sterne. Hinten im Dorf klafft wütend mit überschnappernder Stimme ein Hund. Ein Auto hupt drohend und herrisch auf ferner Straße. Der Ton erstickt in Nacht und Stille.

Auf dem Scheunendach ruft der Rauz nach seiner Gefährtin. Immer wieder beginnt er sein seltsames Liebeslied. Es klingt bald wie Menschenlachen, bald wie Hundegebell, bald ist es ein böses, heiseres Fauchen, dann wieder ein klägliches au au, das plötzlich in ein Richern umschlägt. Der sonderbare heimliche Sänger ist unermüdlich im Erfinden neuer Strophen.

Schließlich verstummt auch er. Vielleicht hat er die gefunden, die er suchte, vielleicht auch hat er die Hoffnung, sie zu finden, aufgegeben, denn es ist schon spät im Jahr.

Dunkler färbt sich nun der Himmel, heller blinken die Sterne. Meine Decke ist naß von dem Dunst, der aus der Erde steigt.

Nichts regt sich mehr. Um mich her steht stumm und ewig unergründlich die große seelenlose Verlassenheit der Nacht.

Ich will schlafen und kann es nicht.

Auf einer fernen, fremden Welt mag es jetzt lichterhelle, laute Straßen, mag es lachende, sorglose Menschen geben, hier aber unter den Sternen ist Schweigen, ist Nacht und Nichts.

Ich schließe die Augen, um den kalten Glanz der Sterne nicht mehr zu sehen, aber man kann der Stille nicht enttrinnen, man kann auch die dumpfe Hoffnungslosigkeit eines leeren Daseins nicht bannen, man ist nicht mehr Herr über das peinigende, rastlose Meer der Gedanken. Drohend, wie ein riesiges unabwendbares Verhängnis steigt das Leben auf in der Qual bleierner, schlafloser Stunden. Die Tür zum Wahnsinn steht auf, wo ist da noch eine Grenze?

Leise, leise streift etwas mein Haar, meine Wange. Es schnurrt an meinem Ohr. Ich halte den Atem an. Ein weicher Leib drängt sich an meinen Hals.

Eine Kage.

Irgendeine kleine, fremde Kage kommt in der quälenden Einsamkeit dieser Nacht zu mir. Beglückt streichle ich ihren weichen Pelz. Sie hält schnurrend still und blinzelt mich aus glasgrünen, halbgeschlossenen Augen an. Schließlich steigt sie auf meine Brust. Ich lasse sie unter die wärmende Decke kriechen, und mit einer Selbstverständlichkeit, als sei das ihr gewohnter Platz, rollt sie sich dort zusammen. Dort liegt sie nun, ein weicher, warmer Knäuel, spinnt noch ein Weilchen und verstummt. Ich wage nicht, mich zu rühren, um die nicht zu stören, die sich vertrauensvoll in meinen Schutz begeben hat. In mir ist eine hohe, dankbare Freude über die Gegenwart dieses fremden Tieres, das ich betreuen und behüten darf. Mir scheint die Nacht nicht mehr einsam, sie ist voller Frieden und seliger Ruhe. Süß und berauschend duften die Büsche und Blumen im Park.

Sommerachtsfrieden. Fern, ganz fern in irgendeinem Dorf schlägt eine Kirchenglocke: Mitternacht.

Reglos liege ich im Tauen und hüte den Schlaf einer kleinen, fremden Kage.

Vom elektrischen Gaslicht

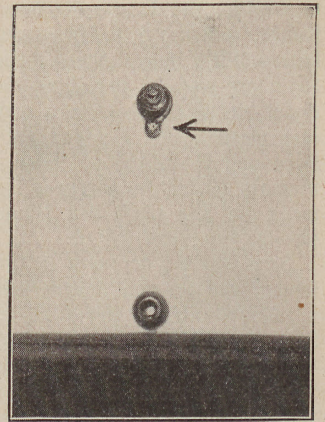
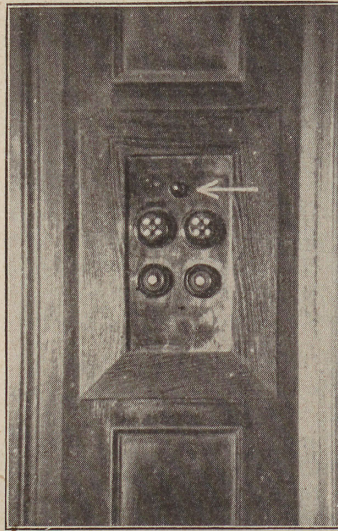
Von Friedrich Barkas

Eine kleine Glühlampe, die zur näheren Bezeichnung eines Lichtschalters dient, beansprucht nur eine Leistung von $\frac{1}{20}$ Watt, das heißt, sie verbraucht erst in 20 000 Stunden eine Kilowattstunde. Da der Tag 24 Stunden hat, das Jahr demnach 8760 Stunden, so kann eine solche Lampe fast $2\frac{1}{2}$ Jahre brennen, bis sie eine Kilowattstunde im Werte von durchschnittlich 20 Pfennig verbraucht hat. Im Monat verbraucht sie also noch nicht für einen Pfennig Strom. Die Lampe selbst kostet nur eine Mark; dazu kommt noch ein geringer Betrag für einen Vorschaltwiderstand und für eine Fassung. Das Schalterlicht bekommt man gleich fertig mit Lampe, Vorschaltwiderstand und Fassung mit Schutzgehäuse.

Natürlich haben wir uns in unserem elektrisch eingerichteten Hause auch die Vorteile des Schalterlichtes zunutze gemacht. Darüber hinaus aber haben wir uns überlegt, welche Aufgaben, die wir bisher auf einfache Weise nicht erledigten, wir mit der kleinen Glühlampe noch lösen könnten; da hat sich denn eine Fülle von Verwendungsmöglichkeiten ergeben, über die ich im folgenden einiges berichten möchte.

Zunächst ist die kleine Lampe das einfachste und billigste Fernmeldemittel. Wir benutzen sie z. B. dazu, uns von der Wasserpumpe erzählen zu lassen, was sie eigentlich macht. Wir haben ja auf dem Lande keine Wasserleitung, und so pumpt uns die im Tiefbrunnen stehende elektrische Pumpe das Wasser in einen Kessel im Keller. Den Luftdruck im Kessel zeigt ein Druckmesser (4) neben dem Funkempfänger an. Die Pumpe schaltet sich selbsttätig ein, wenn der Luftdruck ein gewisses Maß unterschreitet, und sie schaltet sich wieder aus, wenn der Höchstdruck erreicht ist. Solange die Pumpe pumpt, leuchtet in meinem Zimmer eine solche kleine Glühlampe (1) und meldet dadurch: „Sier Pumpe! Ich pumpe!“

Nun haben die Objekte bekanntlich einen geradezu unaussprechlichen Haß gegen den Menschen, wie dies Vischer in seinem berühmten Buch „Auch Einer“ in so köstlicher Weise nachgewiesen hat. Von diesem Haß ist auch die elektrische Pumpe befallen, und deshalb legte sie früher immer ausgerechnet dann los, wenn beim Funkempfang eine ganz besonders schöne Stelle kam. Sie rief dann dazwischen: „Atsch, ihr möchtet Funk hören! Ja, piepe, ich werde euch das schon versalzen! Rrrrrr!“ Aber das haben wir ihr abgewöhnt, indem wir durch eine elektrische Schaltung die Pumpe während des Funkhörens selbsttätig sperren. Sie kann also dann nicht pumpen. Sollte aber das Wasser während dieser Zeit zur Neige gehen, so meldet sie durch das Leuchten einer zweiten (2) Glühlampe: „Sier Pumpe! Ich sollte jetzt eigentlich pumpen; aber da du Funk hörst, kann ich nicht. Habe doch die Liebenswürdigkeit und schalte den Funk während der nächsten Pause aus! Ich pumpe dann wieder etwas Wasser in den Kessel, und wenn ich da-



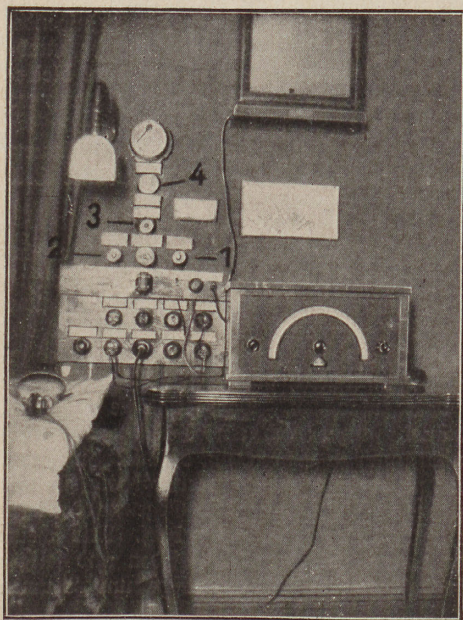
Da man die Entfernung der Schalter und Druckknöpfe von dem mit einem Pfeil gekennzeichneten Schalterlicht kennt, findet man sie im Dunkeln ohne weiteres

mit während der Pause nicht fertig werde, so hast du jedenfalls vorläufig wieder genug, und den Rest pumpe ich dir dann, wenn du mit Hören fertig bist, ohne daß du mich noch einmal daran zu erinnern brauchst.“ Sehen Sie, lieber Leser, das ist eine sehr bequeme Sache, und man braucht nun nicht mehr in den Keller zu laufen, um diese technische Angelegenheit zu überwachen und nötigenfalls durch Schalten einzugreifen.

Natürlich ärgerten sich nun die Objekte ganz ungeheuer, daß es ihnen auf diese Weise verwehrt war, ihre Lücke an uns auszulassen, und so sannten sie auf Rache, die ihnen dank ihrer Bosheit auch gelang: Eines Abends empfing mich der weibliche Teil der Bevölkerung mit der erfreulichen Mitteilung, die Wasserpumpe müßte entzwei sein, denn es gebe kein Wasser. So schlimm war es nun nicht, die Pumpe war nur nachgesehen worden, und dazu hatte der Elektrotechniker ihren Hauptschalter ausgeschaltet und ihn nachher wieder einzuschalten vergessen. Da dieser Schalter im Keller ist, konnte ich das nicht rechtzeitig bemerken. Ich schaltete also den Schalter wieder ein, die Pumpe legte los, und ich begab mich zum Abendbrot. Als ich mich nachher der vorderen Haustür näherte, gelangte ich innerhalb des Hauses in einen Wolkenbruch, denn im oberen Stockwerk hatte jemand einen Hahn aufgelassen, und das Wasser lief durch die Decke hindurch. Damit so etwas nicht wieder vorkommen kann, habe ich in meinem Zimmer eine dritte Glühlampe (3) angebracht, und zwar eine rote, die dauernd leuchtet, solange der Hauptschalter der Pumpe geschlossen ist. Seitdem ist auch tatsächlich nichts wieder vorgekommen; diese Überwachungseinrichtungen haben sich vielmehr glänzend bewährt, und sie haben sehr wenig gekostet. Ihre Betriebskosten betragen noch nicht 10 Pfennig im Jahre.

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß man mit der Zwergglühlampe auch etwas beleuchten könnte, so möchte ich dafür auch zwei Beispiele geben. Ich beleuchte damit z. B. eine Uhr im Schlafzimmer. Das ist eine Uhr von etwa der doppelten Größe einer Taschenuhr, die man an einem kleinen Arm rechtwinklig zur Wand so über dem Nachttisch hängt, daß ich sie vom Bett aus bequem sehen kann. Schräg darüber ist nun eine Zwergglühlampe an einem Arm mit einem Scheinwerfer befestigt, der die Uhr in vollkommen ausreichender Weise beleuchtet. Freilich nützte das nichts, denn ich bin leider so fernsichtig, daß ich selbst die dicken Zeiger der großen Uhr ohne Brille nicht erkennen kann. Da habe ich mir denn so geholfen, daß ich in einen dritten Arm ein Brillenglas eingefügt habe, und nun kann ich in der Tat zu jeder Nachtstunde die Uhr deutlich erkennen, ja sogar die kleinen Zahlen am Sekundenzifferblatt lesen.

Sehr geeignet ist die kleine Glühlampe für durchscheinende Inschriften. Vor einer Gartenpforte steht ein Lichtmast, an dem sich drei Druckknöpfe befinden. Der eine dient zum Einschalten

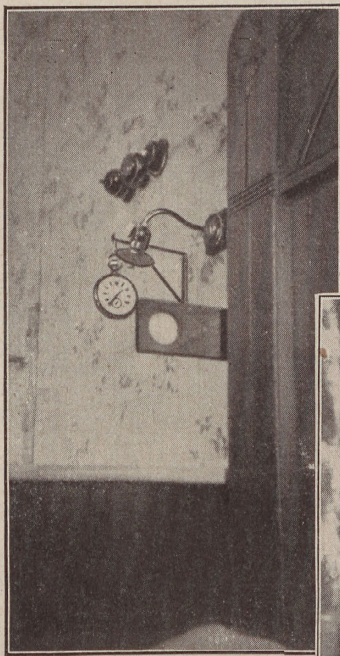


Nr. 1–3 Glühlampen, Nr. 4 Druckmesser, darüber Spannungsmesser. Links neben dem Rundfunkempfänger Schaltbrett für den Rundfunk und die Pumpenanlage

des Lichtes auf dem Wege ins Dorf, der zweite zum Einschalten des Lichtes im Garten, und der dritte ist die Hausklingel. Die Inschriften, die besagen, was die Druckknöpfe zu bedeuten haben, stehen auf Papier hinter einer Glasplatte und sind von hinten her mit einer Zwergglimmlampe durchleuchtet. Bei Tage sieht man die Beleuchtung nicht, obwohl sie auch da brennt, denn ein Schalter zum Ausschalten bei Tage würde sich durch die Stromersparnis erst in 50 Jahren bezahlt machen, und außerdem müßte man ihn morgens und abends bedienen; sobald es aber dunkel wird, scheint die Lampe durch das Papier hindurch, so daß man die Inschriften gut lesen kann. Das ist eine Einrichtung, die entschieden Verbreitung verdient und z. B. von Ärzten zur Durchleuchtung ihrer Hauschilder und für viele andere Zwecke benutzt werden kann.

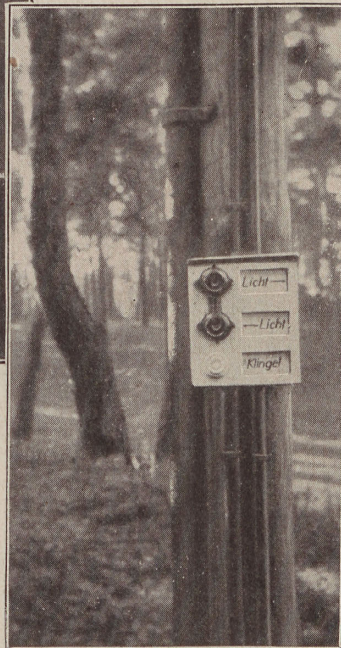
Die Glimmlampen im Hause, einerlei, ob sie nun zur Kennzeichnung eines Schalters oder etwa als Melde-lampen dienen, bringen auch noch eine andere Annehmlichkeit mit sich, an die wir bei ihrer Anbringung gar nicht gedacht haben: Wenn es nämlich dunkel ist, so bilden sie Richtungspunkte in den Zimmern, so daß man z. B. die Tür, neben der ja gewöhnlich ein Lichtschalter angebracht ist, auch im Dunkeln ohne weiteres findet, ebenso auch die Türklinke, deren Entfernung vom Schalter wenigstens den Hausbewohnern ja bekannt ist.

Brennt am elektrischen Bügeleisen eine solche Lampe, so kann man schon aus der Ferne erkennen, wenn es unter Strom steht, und man wird dann natürlich das Ausschalten nicht so leicht vergessen, wie es sonst recht oft geschieht. So ist es noch an



Die Uhr wird von einer Zwergglimmlampe ausreichend beleuchtet. In dem hölzernen Arm befindet sich ein Brillenglas

Rechts: Die Inschriften der Schalter sind zweckmäßig durch Glimmlicht beleuchtet



vielen anderen Geräten. Der Stromverbrauch der kleinen Lampe kommt gar nicht in Betracht, denn er ist viel kleiner als die Schwankungen im Verbrauch des Bügeleisens. Jedermann wird in seiner Wohnung genug Beispiele finden, wo er die kleine Lampe verwenden kann, sei es als Wegweiser, etwa zum Leichten eines Schalters oder einer Tür, sei es zum Anzeigen eines Stromes oder von ihm veranlaßter Vorgänge, sei es endlich zur Kleinbeleuchtung, wie ich sie an meiner Schlafzimmerschür eingerichtet habe. Man kann wirklich sagen, daß die kleine, so bescheidene Lampe viele Bedürfnisse befriedigt, die bisher nicht so einfach und vor allem auch nicht so billig befriedigt werden konnten.

Glimmlampen haben keinen Leuchtdraht, wie ihn die Glühlampen haben. Sie liefern kaltes Licht lediglich durch Leuchten eines in ihre Glasglocke eingeschlossenen Gases. Ihre Weiterbildung sind die roten, gelben, blauen und grünen Leuchtröhren, wie wir sie in unseren Großstädten, auch schon in den Kleinstädten als Werbebeleuchtung an den Häuserflächen, den Giebeln und auf den Dächern bewundern können. Diese Röhren verdanken ihre verschiedenen Farben der verwendeten Gasfüllung und zum Teil auch gefärbten Gläsern. Sie bilden den Ausgangspunkt unseres künftigen elektrischen Gaslichtes, das uns vielleicht die Hälfte der aufgewendeten Stromenergie als sichtbares Licht spenden wird, während die jetzige Glühlampe trotz ihrer scheinbaren Vorzüglichkeit nur etwa

drei vom Hundert des Stromes, den wir bezahlen müssen, in sichtbares Licht umsetzt — für die übrigen 97 vom Hundert erhalten wir teils unsichtbares Licht, zum größten Teil aber Wärme, die wir gar nicht haben wollen.

In nicht allzu ferner Zeit wird die Glühlampe den Weg des Riesenplans und der Petroleumlampe gehen und man wird sie, wie jene beiden Vorläufer im Lichtspenden, nur noch im Museum bewundern können; denn der Fortschritt von ihr zur elektrischen Gaslampe wird größer sein als der vom Riesenplan zur Kohlenfadenglühlampe.

Berufsberatung für die Frau

Modzeichnerin

Wie erfolgt die Ausbildung zur Modzeichnerin, welche Vorbildung? Ist der Beruf lohnend? Gibt es dafür eigene Kurse?

L. W., Mordlingen

Wir haben zuletzt in Heft 27 dieses Jahrganges über den Beruf Auskunft erteilt, verweisen auch auf den Bescheid in Heft 31 des vorigen Jahrganges. Es ist dringend anzuraten, die Schneiderinnenausbildung bis zur Gesellenprüfung als Grundlage zu nehmen, die ihrerseits nur Volksschulbildung voraussetzt. Der Beruf verlangt anspruchsvolle zeichnerische Begabung, weshalb die Aufnahme in die Modeklasse für das erste Vierteljahr nur versuchsweise erfolgt. Die Berufsaussichten hängen von der allgemeinen Wirtschaftslage ab, die ja bekanntlich zur Zeit denkbar ungünstig ist, so daß die Frage, ob ein Beruf lohnend ist, stets nur unter Vorbehalt bejaht werden kann. Die Verwendungsmöglichkeit der Modzeichnerin ist begrenzt; sie steigert sich, wenn zugleich Befähigung zur Werkstattleitung vorhanden ist.

Talent zum Zeichnen, Malen, Porträt

Ich bin 18 Jahre alt, habe Obersekundareife, stehe vor der Berufswahl. Ich bin talentiert für Zeichnen, Malerei, besonders geschieht im Ausführen von Porträts, möchte daher den letzteren Beruf wählen, habe aber große Bedenken, ob meine Begabung ausreicht, denn meine Meinung von der Kunst ist eine sehr hohe und würde sich mit kümmerlichen Leistungen nicht vereinbaren lassen. Auch über die Aussichten dieses Berufs bin ich mir nicht klar. Büroarbeit liegt mir nicht; falls ich das Abiturium erlange, dachte ich an akademisches Studium einschließlich Kunstakademie. Was raten Sie mir?

„Sonne“

Sie tun recht daran, sich gründlich zu prüfen, ehe Sie den folgenschweren Entschluß fassen, Künstlerin zu werden. Gerade auf diesem Gebiete gibt es nur wenige Anserwählte unter den vielen, die sich berufen glauben, und die zu mittelmäßigen Leistungen verurteilten Kunststücker finden in ihrem Berufe nicht die ersehnte Befriedigung. Es wäre schon viel gewonnen,

wenn Ihnen von sachkundiger, unparteiischer Seite auf Grund Ihrer bisherigen Leistungen der Umfang Ihrer Begabung dargelegt werden könnte. Erwägen Sie doch einmal, ob sich das nicht ermöglichen läßt. Aber selbst wenn Sie das Zeug zur großen Künstlerin haben, müssen Sie doch mit der Möglichkeit rechnen, daß Sie sich erst nach jahrelangen Kämpfen durchsetzen; sichere Erwerbsaussichten werden Sie auch aus dem günstigsten Urteil über Ihre Anlagen nicht folgern dürfen. Daher ist es auf alle Fälle richtiger, zunächst eine kunstgewerbliche Ausbildung zu wählen, die ja mehrere Jahre dauert, Jahre, in denen Sie über sich selbst und die aus Ihrem Talent abzuleitenden Möglichkeiten größere Klarheit erlangen werden. Besuchen Sie also eine deutsche Kunstakademie und schaffen Sie sich durch Abolvierung des vorgeschriebenen Studienganges eine tüchtige Grundlage, auf der Sie später Ihren Beruf aufbauen können! Entscheiden Sie sich alsdann nicht für die hohe Kunst, sondern für ein Kunstgewerbe, so werden Sie sich in dem Lande, in dem Sie leben, schon durchsetzen, da Sie ja die Auswahl zwischen einer großen Anzahl von kunstgewerblichen Tätigkeiten haben, und sich darunter manche befinden, die dort noch keinen so starken Zulauf haben wie bei uns.

Bestattungswesen.

Ich bitte um Auskunft, ob man als Leichenfrau behörliche Konzession braucht; ob Großstadt oder Kleinstadt geeigneter für diesen Beruf ist.

W. S., Ewinemünde

In manchen Städten liegt das Bestattungswesen in den Händen privater Unternehmungen; in diesem Falle müßten Sie sich mit solchen in Verbindung setzen, gegebenenfalls auch mit Krankenhäusern, um fest angestellt oder von Fall zu Fall in Anspruch genommen zu werden. Ist dagegen das Bestattungswesen in die Stadtverwaltung einbezogen, so müßten Sie sich beim Bezirksamt oder bei der Friedhofsverwaltung über den vor-schriftsmäßigen Weg zu Ihrem Ziele erkundigen. Die Arbeit wird gut bezahlt, in der Großstadt vermutlich besser als in der Kleinstadt; doch ist uns hierüber nichts Näheres bekannt.

Zurück zum Empire- stil



K 22 055

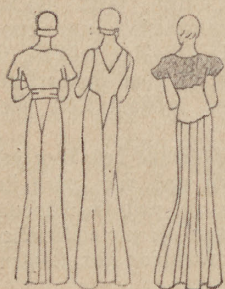
K 22055. Abendkleid aus Seidenmusselin mit kurzem, interessantem Jäckchen aus gleichem Stoff mit Flügelärmeln und angeschnittenem Gürtel. Erforderlich 3,85 m Stoff, 100 cm breit, für 92, 100 cm Oberweite



K 22 056

Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl. Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen



K 22 058

K 22 056. Der Schick dieses Abendkleides aus braunem Georgette und bernsteinfarbenem Spitzenstoff liegt im guten Sitz der Prinzessform. Dem Bogenrand des Miederteils fügt sich der zwölfteilige Rock an, der unter Biesen zusammengefügt ist und nach unten weit glockig ausfällt. Erforderlich 2,75 m Georgette, 100 cm breit, 1,10 m Spitzenstoff, 60 cm breit, für 88, 96 cm Oberweite



K 22 057

K 22057. Ganz etwas Neues zeigt dieses Modell, für das weißer, baumwollener Pikee verarbeitet ist. Aus gleichem Stoff geschnittene Blätter fügen sich um den Ausschnitt kragenförmig zu einer Rüsche. Erforderlich 4,35 m Stoff, 80 cm breit, für 96, 104 cm Oberweite

K 22058. Ganz im Empirecharakter gehalten ist das Abendkleid aus zartgrünem Krepp-romain, das am unteren Rande mit einer Rüsche aus rot umstochenen Stoffscheiben garniert ist. Gleiche Rüschen umgeben an Stelle des Ärmels den Oberarm. Erforderlich 3,20 m Stoff, 100 cm breit, für 88, 96 cm Oberweite

Ranzen oder Mappe?

Von Paula Kaldewey

Ab-Schütze und Schulranzen sind eine Selbstverständlichkeit, sie gehören einfach zusammen; verleiht er doch jenen, die erwartungsvoll den gewichtigen Schritt ins Leben unternehmen, eine gewisse Würde, etwas Beachtliches, das sie, die „Tornisterbewaffneten“, vor denen voraus haben, die diese Entwicklungsstufe noch nicht erklommen.

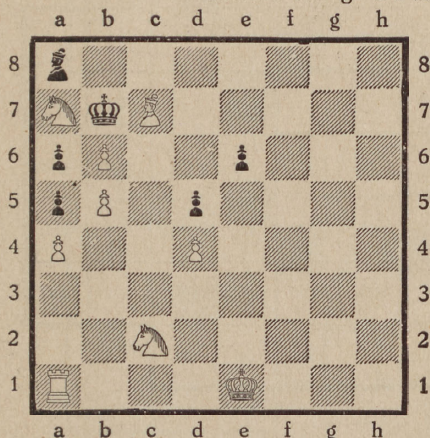
Es folgen dann Jahre innigster Verbundenheit zwischen Schüler und Schulranzen. Eine längere Trennung verursachen eigentlich nur die Ferien, und es muß festgestellt werden: meistens sogar ohne Herzwieh von seiten des jugendlichen Besitzers, der häufig gar nicht weiß, in welcher verborgener Ecke der getreue Gefährte sich inzwischen aufhält. Allein plötzlich kommen Zeiten, wo selbst der Beständige anderen Sinnes wird! Und diese Sinnesänderung nimmt ihren Ausgang im Freundeskreis. Dort verschwindet der Schulranzen nach und nach, erst bei diesem und dann bei jenem, und an seine Stelle tritt die — Schulmappe, die einem fast das Aussehen eines Erwachsenen verleiht. Natürlich will man hinter den anderen nicht zurückstehen: die Eltern geben schließlich dem kindlichen Drängen nach, die Beziehung zu dem Wehrlosen wird gelöst, und man wendet der „Mappe“ die Gefühle zu, die man bisher für den Tornister hatte.

Wäre der Hausarzt vorher um seinen Rat befragt worden — der Wechsel hätte sicherlich einen längeren Aufschub erfahren! In den letzten Jahrzehnten haben sich nämlich die Rückgratsverkrümmungen bei Jugendlichen in erschreckender Weise vermehrt. Dabei wurde die Feststellung gemacht, daß bei einem erheblichen Prozentsatz der Untersuchten keineswegs eine Veranlagung zu dieser Rückgratsverkrümmung infolge krankhafter Schwäche oder ungenügender Ernährung vorhanden war, sondern daß die Ursache allein in Nachlässigkeit zu suchen gewesen.

Das geforderte aufrechte Sitzen während der Schulstunden geht ohne Muskelanstrengung natürlich nicht ab. Und da die Muskeln noch wenig geübt sind, versagen sie bei der leisesten Anspannung. Hierbei fällt dem Schulranzen eine gewichtige Aufgabe zu. Durch sein Gewicht zwingt er den kleinen Träger zu neuer Anspannung, zwingt ihn zu gerader Haltung und trägt auf diese Weise zur Stärkung des Gesamtmuskelsystems bei. Und ein weiterer Vorteil: durch die Benutzung des Ranzens wird die Last gleichmäßig verteilt. Die Schulmappe dagegen ist geradezu eine Gefahr für den im Wachstum befindlichen Körper. In die von den Ärzten als „Streckungsperiode“ bezeichnete Zeit fällt meist der Übergang vom Schulranzen zur Mappe, die man — gewohnheitsmäßig — immer an der gleichen Stelle trägt. Wird die Last einmal zu schwer, sucht man durch schiefe Körperhaltung einen Ausgleich zu schaffen, und zwar mit dem Erfolg, daß nun die Wirbelsäule nach der entgegengesetzten Seite ausbiegt. Auf diese Weise werden schon vorhandene oder im Entstehen begriffene Schäden naturgemäß beträchtlich verschlimmert.

Das königliche Spiel

Nachdruck verboten
Geleitet von F. Sämisch



Die Rochade als Räumungszug
Nr. 451, Aufgabe Nr. 186
H. J. A. Meyer (nach Lönnd).

Weiß: Ke1, Ta1, Le7, Sa7, Sc2, Ba4, b5, b6, d4 (9). Schwarz: Kb7, La8, Ba5, a6, d5, e6 (6).
Matt in vier Zügen.

Ein lustiger Einfall von T. N. Dawson
Nr. 452, Aufgabe Nr. 187
T. N. Dawson („Chess Amateur“).
Weiß: Ke1, Dh2, Th1, Lf2, Lg2, Se5, Se4, Ba4, b5, e3, f3, g3, g4, h3 (14). Schwarz: Kd5 (1).
Matt in vier Zügen.

Ein drolliger Zweizüger
Nr. 453, Aufgabe Nr. 188
M. C. White („Good Companions“).
Weiß: Ke6, Dg4, Te3, Se5, Sg5 (5). Schwarz: Ke8, Th8, Bb6, h7 (4).
Matt in zwei Zügen.
Lösungen folgen in der nächsten Nummer.

Lösung des Endspiels Nr. 67 von S. Keeninf
Weiß: Ka4, Le2, Bg5 (3). Schwarz: Kb2, Bg7 (2). Weiß zieht und gewinnt.
1. Le2-b1! Kb2×b1 2. Ka4-b3! Kb1-c1 3. Kb3-c3 Ke1-d1 4. Kc3-d3 Kd1-e1 5. Kd3-e3 Ke1-f1 6. Kc3-f3 Kf1-g1 7. Kf3-g3 Kg1-f1 8. g5-g6 Kf1-e2 9. Kg3-f4 usw., und Weiß gewinnt. Verzichtet Schwarz

Eine wichtige Nachricht für alle Rheuma-, Gicht-, Ischias- und Stoffwechselkranke!

„Salakiba“ (D. R. P. 538 856), das in jahrelanger Forschung erfundene Präparat, welches ohne Beanspruchung von Diät in heilbringender, vollständig unschädlicher Form Ameisensäure in den Körper bringt und alle Stoffwechselkrankheiten in kürzester Zeit restlos beseitigt, hat sich im Fluge die höchste Anerkennung sowohl der Kranken als auch der Ärzteswelt erobert. Das Resultat: Täglicher Eingang zahlloser Dankschreiben. Raumnot halber hier nur ein Bericht.

Direktor S. F. in Berlin-Wilmersdorf: „Es ist einfach fabelhaft, wie schnell und prompt die Heilung meines langwierigen, äußerst quälenden Leidens erfolgt ist! Seit Jahren litt ich in der rechten Schultergegend an rheumatischen Zuständen und an der Hüfte

aber auf den Säuer, so folgt auf 1. . . . Kb2-c3 2. Ka4-b5 Kc3-d4 3. Kb5-c6 Kd4-e5 4. Ke6-d7 g7-g6 5. Kd7-e7 Ke5-f4 6. Ke7-f6 usw. Eine leichtverständliche Lösung. Der Lösende muß aber wissen oder erkannt haben, daß jeder andere Zug als 1. Le2-b1! zu einer theoretischen Remisstellung führt. Der Grund dafür ist der, daß Weiß dann nicht verhindern kann, daß Schwarz g5-g6 erzwingt und mit dem König nach f8 oder h8 gelangt, von wo er nicht mehr vertrieben werden kann, 3. B. 1. Le2-h7? Kb2-c3 2. Ka4-b5 Kc3-d4 3. Kb5-c6 Kd4-e5 (droht g7-g6! nebst Ke5-f4) 4. g5-g6 Ke5-e6! nebst Ke6-e7 und Ke7-f8 usw.

Lösung des Endspiels Nr. 68

Weiß (Marshall): Kg1, Bd3, e4, f2, g2, h3 (6). Schwarz: Kas, Bd6, e5, f6, g5, h5 (6). Weiß zieht und gewinnt.
1. h3-h4! g5-g4 (Kas-b7 scheiterte an 2. g2-g4! und g5×h4 an 2. Kg1-h2 nebst Kh2-h3 und Kh3×h4) 2. Kg1-h2! (nicht sofort f2-f3? wegen g4-g3!) Kas-b7 3. f2-f3! g4×f3 4. g2-g4! h5×g4 5. h4-h5, und der h-Bauer ist nicht aufzuhalten. Ein lehrreicher Bauerndurchbruch!

Lösung der Aufgabe Nr. 185 von J. Chocholons

Weiß: Ka1, Db7, Td5, Sf1, Sh3 (5). Schwarz: Ke4, Ta8, Tf3, Le1, Lh1, Sf2, Sg3, Ba2, c3, f6 (10). Matt in drei Zügen.
1. Db7-c6! Droht De6-c6+. 1. . . . Tf3-f5 2. Td5-d8+ nebst 3. De6-d5+ (Tf5-d5 3. De6×d5+), 1. . . . Tf3-d3 2. Td5-a5+ nebst 3. De6-d5+ (Td3-d5 3. De6×d5+), 1. . . . Tf3-f4 2. Sh3-g1! nebst entweder 3. De6-c4+ oder De6-c6+, 1. . . . Tf3-e3 2. Sf1-h2! nebst entweder De6-c4+ oder De6-c6+.

Am Spieltisch

Skatenaufgabe Nr. 70

B spielt Null ouvert.
1. Stich: A Karo As, B Karo 7, C Karo Buben.
B deckt folgende Karten auf:
Kreuz: 8, 7, Pik: 8, 7, Herz: As, 10, Bube, 7, Karo: 8.
A hat in der Hand:
Kreuz: As, 10, König, Pik Bube, Herz: Dame, 9, 8, Karo: König, Dame.
Aufgabe: Welche Karte spielt A aus?

Lösung der Skatenaufgabe Nr. 69

B gibt die Herz Dame. Es wäre ein grober Fehler, falls B stehen würde. Er würde sich dadurch nur in Trumpf schwächen, ohne daß er etwa die Gewähr hätte, in Kreuz eine volle Karte des Spielers zu erhalten. Steht er nicht, bleibt er in Trumpf stark und gibt voraussichtlich einen Herz-Stich weniger an den Spieler ab. Außerdem hat er die Chance, falls A einen Kreuz hoch bekommt, die Karo 10 zu retten.

an Neuralgien, die äußerst schmerzhaft waren und mir oft genug nachts den Schlaf raubten. Mit stärkstem Skeptizismus unterzog ich mich schließlich, nachdem alle anderen ärztlich verordneten Mittel weder Linderung noch Heilung gebracht hatten, auf Rat von Herrn Dr. S. E. einer vierwöchigen Kur mit Ihrem „Salakiba“. Ich war über die Wirkung überrascht und beklagt, denn bereits nach vierzehntägiger Anwendung des Präparats fühlte ich eine wesentliche Erleichterung der kaum erträglichen Schmerzen, während derselben am Schluß der Behandlung völlig verschwunden, wie weggeblasen, waren! Trotz der feuchten Witterung kam das alte Leiden nicht wieder, auch meine Herzneurose ist gänzlich gebessert.“

Der Preis ist im Verhältnis zu der hervorragenden Güte des Mittels sehr billig, die ganze Kur, die keine besondere Diät beansprucht und ohne Verunstaltung genommen werden kann, kostet nur RM 8.—. Prospekt G wird von der Chem. Fabrik Apotheker Weiß, Gr.-Lichterfelde-Ost, Boothstr. 22, auf Wunsch gratis zugesandt.
I-838

Es lösen die fesseln von Depression.
Müdigkeit u. Überbürdung
die echten Kola Dallmann
45 Jahre unübertroffen!
PREIS 90 Pfg PREIS 90 Pfg
»Tricht, wer diesen belcheiden, leistungsfähigen
KOLA DALLMANN
Helfer nicht in seine Dienste stellt.«
Aus einer Zulchrift

Wer Taschen- oder Armanduhr ganz billig kaufen will, verlange Preisliste gratis von
Uhren - Klose, Berlin 29 (46)

Denken und Raten
Einzeln jetzt 20 Pf.
Monatlich 75 Pf.
Probeheft kostenlos!
VERLAG SCHERL • BERLIN



„Schuhe mit Luftlöchern? Wohl neue Mode, was?“
„Nee — Hühneraugen!“
„Na, „LEBEWOHL“ wäre da einfacher und billiger gewesen!“ —

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballenscheiben**, Blechdose (8 Plaster) 68 Pfg., **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl** in Blechdosen und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

Monte-Carlo-Patience (2 Spiele zu je 52)

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten mit Farbzwang steigend auf die Aße.

Ausführung: Man legt in Querreihe 10 verdeckt abgezählte Päckchen zu je 4 Karten aus, indem man sie mit Nr. 1 bis 10 nummeriert. Dann wendet man Blockkarten. Für solche, die man nicht verwenden kann oder will, hat man unten 8 Hilfsplätze in Querreihe. Während Bilder einschlüssig sind, nennen Zahlenworte jedesmal die Nummer des Päckchens, dessen oberste verdeckte Karte man wenden und offen wieder auflegen darf, wodurch sie frei wird. Später fällt diese Berechtigung aus, solange die oberste Karte eine bereits offene ist nicht ausgenutzt Wendeerlaubnis darf man nicht nachholen. Freie Asse legt man oben in Querreihe aus; passende freie Karten darf man auf sie schieben. Wird ein As frei, während auf Päckchen Nr. 1 eine offene Karte liegt, so muß man diese unter das Päckchen stecken, auch wenn dieses nur noch offene Karten enthält. Auf jeden Hilfsplatz darf man zunächst nur 1 Blockkarte, von den Päckchen nur Könige legen. Man darf aber freie, mit Farbenzwang fallend passende Karten von Block und Päckchen her auf freie Hilfskarten schieben; auf solcher Schicht ist nur die oberste Karte frei. Freie Hilfskarten darf man auf freie Hilfsplätze legen. Nach Fortnehmen offener Päckchenarten darf man die folgende verdeckte wenden. Päckchen-Freiplätze bleiben zunächst unbelegt; nur auf Platz Nr. 1 darf man eine beliebige Karte legen. Karten, die man anders nicht verwenden kann oder will, kommen in einen Haufen, dessen oberste Karte frei ist. Erst nach Block- und Saufenverbrauch darf man auch Päckchen-Freiplätze Nr. 2 bis 10 belegen, aber nur mit freien Päckchenarten.

27738

Für Mitteilfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“
 Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen,
 Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Geographisches Umstellrätsel

Lima — Dan	MALAILAND..	Stadt in Oberitalien
Aden — Eber	ABERDEEN	Stadt in Schottland
Sagan — Kai	NAGASAKI.	japanische Hafenstadt
Schund — Delta	Leut. Land	europäisches Reich
Loge — Sinn	SOLLINGEN.	Industriestadt im Rheinland
Sem — Eiche	CHIEMSEE	bayerischer See
Hebe — Rind	HEBRIDEN.	schottische Inselgruppe
Rum — Bein	UMBRIEN.	italienische Landschaft
Manie — Rune	Rundum	europäisches Königreich
Ewald — Erbbe	ERBSWALDE	Stadt in der Mark
Inn — Aida	INDIANA.	Staat der USA

Aus jedem der vorstehenden Wortpaare ist durch Umstellen der Buchstaben ein Wort nebenstehender Bedeutung zu bilden. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter, in der gegebenen Reihenfolge gelesen, einen ostasiatischen Staat.

27549

Röfjelprung

der	we	faß	ſchreit	früh	ſchränkt	ſo	ne		
men	te	ne	ten	ſen	ne	nur	be		
ſich	Ier	ſe	gen	gott	haß	hängt	ſeß	bei	bei
ſam	ſen	nicht	und			den	ge	du	ſelbſt
kannſt	frei	und	gen	ſen	fried	Ier	an	miß	gen
doch	zu	laß	du	oß	an	ent	kannſt	auf	diß
tu	was	wand	feſt	ſel	dann	ſtreng	ſelbſt	ren	he
	Ier	ſen	Ie	nur	de	ge			27658

Silbenrätſel

ar — bä — be — düm — dik — e — er — gend — gie
her — im — in — ke — klau — le — ler — ling —
mus — ne — ner — ner — pe — pitz — platt — rad
rei — ren — rhön — rie — ro — schnup — schuh —
se — stern — ti — ti — til — tir — tu — zie

Aus vorstehenden 40 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Truppengattung, 2. Sportgerät, 3. Mönchsorden, 4. Tatkraft, 5. landwirtschaftlicher Betrieb, 6. Großadmiral, Schöpfer der deutschen Kriegsflotte, 7. vertrauter Freund, 8. bayerischer Volkstanz, 9. katholische Auszeichnung, 10. Märchengestalt, 11. Jugendbildner, 12. Himmelserscheinung, 13. Wiesenblume.

**Bessere Strümpfe
für weniger Geld!**

Wenn Sie sich ein Paar Strümpfe auf dem üblichen Weg kaufen, so läuft es durch viele Hände — Grossist, Vertreter, Ladengeschäft — und bis es zu Ihnen kommt, kostet Sie jedes Paar ungefähr das Doppelte des reinen Herstellungswertes. Weil wir nun jeden Zwischenhandel ausschalten und unsere hochklassigen Strümpfe nur direkt an Sie abgeben, bekommen Sie bei uns Ihre Strümpfe zu den ganz wesentlich niedrigeren Fabrikpreisen und zwar auch in ganz kleinen Mengen, schon von 3 Paar an.

Sie sollten einmal die begeisterten Briefe lesen, die uns unsere Kundinnen täglich schreiben! Zehntausende von Damen der besten Stände beziehen ihre Strümpfe schon seit langem regelmäßig von uns, die Bestellungen werden mit jedem Mal größer, weil sich alle Bekannten und Freundinnen daran beteiligen. Wenn Sie unsere wundervollen Strümpfe einmal sehen — wir stellen nur ganz ausgesuchte Qualitäten her! — werden Sie finden, daß wir nicht übertreiben. Und so angenehm und ohne jedes Risiko für Sie, erhalten Sie Ihre Strümpfe. Sie schicken uns nur den Gutschein; 2 bis 3 Tage später haben Sie dann, ohne einen Pfennig Kosten, unsere wundervolle Strumpfartenkarte mit den modernen Herbstfarbtönen und dazu den interessanten Prospekt. In aller Ruhe wählen Sie dann zu Hause den zu Ihrem Kleid oder Schuh passenden Strumpf und schreiben uns Ihre Wünsche. Ohne Nachnahme erhalten Sie, was Sie sich ausgesucht haben; und was Ihnen nicht wirklich helle Freude macht, das nehmen wir ganz anstandslos zurück.

Und nun, — machen Sie sich die Freude, geben Sie den ausgefüllten Gutschein gleich zur Post, es bringt Ihnen eine angenehme Überraschung.

F. W. Hofmann & Co., Kom.-Ges., Chemnitz 163
Fabrikation von Qualitätsstrumpfwaren

**Auf Postkarte
aufgeklebt,
Porto 3 Pfennig,
im offenen
Briefumschlag
Porto 4 Pfennig.**

Gutschein.

An F. W. Hofmann & Co., Chemnitz 163

Senden Sie mir ganz unverbindlich und kostenlos für mich Ihren Prospekt nebst der neuen Strumpfarbenkarte für diesen Herbst.

Name _____ Beruf _____

Ort _____ Straße _____

Ruhe der Seele und neuen Lebensmut geben die Bücher von Bô Yin Râ.

Wer sie noch nicht kennt, verlange die Orientierungsschriften bei seinem Buchhändler oder von uns kostenfrei. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.



*Tausend
Winkes
Schönheit*

von
Nina Gabriella

Das vollkom-
menste Buch
auf dem Gebiete
der Schönheits-
pflege. Unzähl. Ratschläge, Rezepte u.
Behandlungsmeth. Sowohl für die mondäne
wie auch für die arbeitende Frau. Ein Buch
f. Jeden u. Jede. Preis RM 2.80 geg. Nachn. zu
bezieh. durch **Nina Gabriella, Bln. Chlop. 2, PostschießBf. 41**
od. geg. vorh. Einsndg. d. Betr. a. Postsch. Berlin 96375

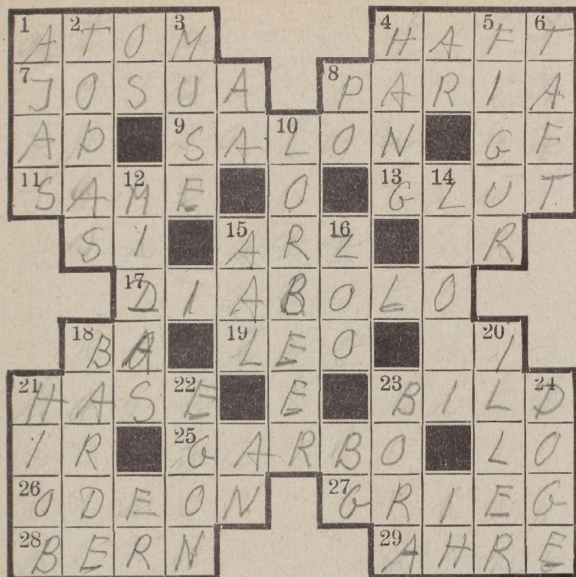
Sanatorium Dr. May

Dorf Kreuth bei Tegernsee im bayrischen Hochgebirge
800 m ü. d. M.

Für Erkrankungen der Luftwege, des Herzens, der blutbildenden Organe, Stoffwechsel, Basedow, Nervöse. Offene Tuberkulosen und Geisteskranke werden nicht aufgenommen.

Auf 70 Betten erweitert und neuzeitlichst eingerichtet.
Prospekte und Auskünfte durch Scherls Reisebüro.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Ur-Teilchen, 4 Freiheitsstraße, 7 Buch der Bibel, 8 unterste indische Kaste, 9 Gesellschaftszimmer, 11 Reimträger, 13 starke Gise, 15 österreichischer Heerführer im Weltkrieg, 17 Spiel, 19 Papstname, 21 Bild, 23 Wandschmuck, 25 bekannte Filmschauspielerin, 26 Tonhalle, 27 nordischer Dichters, 28 Schweizer Kanton, 29 Nebenfluß des Rheins;

b) von oben nach unten: 1 Griechenheld vor Troja, 2 Edelstein, 3 griechische Göttin, 4 Reigung, 5 Gestalt, 6 Seidenstoff, 10 Symbol des Ruhms, 12 jagender phrygischer König, 14 Ort am Starnberger See, 15 Fisch, 16 Tierpark, 18 feltischer Sänger, 20 Nebenfluß der Donau, 21 biblischer Dulder, 22 männlicher Vorname, 23 Nordostwind, 24 Staatsoberhaupt von Venedig.

Auflösungen aus Nr. 38

Lichtquell und blicksam: Kien — Anie. Kreuzworträtsel: a) 1 Festschiff, 7 Ma, 8 Vona, 10 Raft, 12 Gallert, 13 Tete, 14 Maer, 16 Noli, 19 Stam, 21 Reiter, 22 Hagel, 23 Anis, 25 Gau, 26 Ddenburg; — b) 1 Pol, 2 Elog, 3 Saale, 4 Harem, 5 Feste, 6 Tat, 9 Natalie, 11 Arabien, 13 Tor, 15 Rom, 17 Orgel, 18 Felge, 19 Staub, 20 Urier, 22 Jwo, 24 Sog.



Kleine Ursachen....

Sie hantieren täglich mit diesem oder jenem. Schon haben Sie sich verletzt. Dann kommt es darauf an, die Wunde schnell und hygienisch zu schließen und außerdem so, daß Ihre Bewegungsfreiheit nicht gehemmt wird.

Dazu hilft der querelastische Schnellverband „Hansaplast elastisch“. Durch die elastische Spannung im Gewebe wird die Mullkompressse fest angedrückt und ein guter seitlicher Wundverschluß erreicht. Darum müssen Sie ihn immer zur Hand haben, in Ihrer Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, beim Sport, im Beruf.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften schon von 15 Pfg. an. Der Wert liegt in der Querelastizität, und die finden Sie bei keinem anderen als beim

Hansaplast elastisch
D.R.P.  **SCHNELLVERBAND**

Herbin-Stodin

DIMETHYLAC. PHENYL.
PHENAC. LITHIUM.

20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

unübertroffen bei starken

Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin. Sie werden angenehm überrascht sein.

VOLLDAMPF

Johns
VOLLDAMPF-
Waschmaschine



schont die Wäsche
(Kein Reiben, Zerren, Stampfen)
schont den Beutel
(mehr als 50 Prozent Ersparnisse)
schont die Nerven
(erspart Aerger, Arbeit, Zeit)
In Eisenwaren-, Haus- und Küchen-
geräthandlungen zu haben. Pros-
pekte und Bezugsquellennachweis
durch

J. A. JOHN A.-G. ERFURT

Für die Küche

Tomaten oder Eierfrucht (*Solanum esculentum*) gefüllt. Vermische guten Quark (dicke Milch, weißen Käse) mit etwas Salz, weißem Pfeffer, Paprika, dann mit etwas ganz fein gewiegtes Zwiebel, gib etwas Zitronensaft, ein wenig ganz fein gewiegtes Petersiliengrün und eine Kleinigkeit saurer Sahne hinzu, verrühre den festen Brei gut, so daß er etwa wie Liptauer aussieht. (Schmeckt ja auch, mit etwas Kümmel gemischt, als Brotaufstrich mit Butter, fast genau so.) Streiche die Mischung in die ausgehöhlten halbierten Tomaten, richte hübsch an mit Vierteln hartgekochter Eier, Butterstücken, etwas grüner Petersilie als Garnitur, leicht mit Salz und Pfeffer bestreuten Scheibchen frischer und etwas neuer, saurer Salzgurke, Brotschnittchen, Radieschen (Rettich). Alles zusammen kann, vielleicht noch ergänzt mit Appetitsild (Killos), Fettheringsstücken, eine prächtige, eiskalte Platte geben.

Roter Betrug. Nimm beste Tomaten, die möglichst innen fest sind, entferne sie nach Möglichkeit, zerschneide sie halbgrob. Nimm, wenn du hast, etwas Hühnerfleisch- und Fischreste in kleineren Stücken hinzu, streue etwas Salz und Pfeffer darüber, eine winzige Prise Zucker. Nimm Fischbrühe (Fischbrühe soll man nie weggießen, sondern immer zu guten Suppen, Soßen aufbewahren!) und verrühre sie mit englischem Senf, ein wenig Feinöl und saurer, dicker Sahne, ganz wenig Salz und tüchtig Paprika zu einer mitteldicken Soße, vermische die Tomaten-, Fisch- und Fleischstücken mit der Soße, garniere mit Radieschen, Kopfsalatblättern, Endivien, Petersilie, auch eventuell Löwenmaul und Zitronenscheibchen, auch Brunnenkresse, und reiche die sehr kühle Schüssel als Sommermayonnaise.

Eier mit Tomaten in der Form. Man richtet eine löcherne Backpfanne mit Butter und geriebener Semmel her und belegt den Boden mit Tomatenhälften. Darauf schlägt man sehr vorsichtig, je nach der Größe der Form, drei bis vier ganze Eier, so daß sie nicht zerfließen, darüber streut man reichlich geriebenen Schweizer- oder Parmesankäse und Butterflöckchen. Nach Bedarf wiederholt man diese Reihenfolge zwei- bis dreimal. Den Schluß müssen Käse und Butterflöckchen und etwas feingeriebene Semmel bilden. Je nach der Größe der Form quirlt man nun ganze Eier und etwas kalte Milch gut durcheinander, würzt mit reichlich Salz und Schnittlauch, gießt diese Tünke über die Masse und bäckt das Gericht drei Viertelstunden bei schwacher Hitze.

Ein origineller gemischter Salat. Zutaten: Ein großer oder zwei kleine Salatöpfe (Pflücksalat eignet sich nicht), drei mittelstarke Scheiben Ananas, eine kleine, frische Gurke, vier Tomaten, ein kleiner Eßlöffel Zucker, ein Eßlöffel Zitronen-

saft, drei Eßlöffel süße Sahne. Richte erst den sauber zerpflückten Kopfsalat auf der Schüssel an, tu die in Würfel zerschnittene Ananas in die Mitte, dann die in Scheibchen zerlegten Tomaten und Gurke darum (als Kranz um die Ananas), verrühre Zitronensaft, Zucker und Sahne, gieße diese Soße über den Salat. Man kann auch noch Apfelsinenscheibchen, kleine Apfelscheibchen und Sauerkirschen als Verzierung mit hinzutun. Kalt servieren als „süße Nachspeise“.

Salat mit Porree. Zerschneide Porree (weiße) recht fein, koche etwa vier bis fünf Minuten, gieße das Wasser (kann zu Suppe benutzt werden) ab. Lasse kalt werden, mische Porree mit Kopfsalat und Scheibchen frischer Gurke, gib folgende Soße dazu: Öl, Zitronensaft, etwas Pfeffer, etwas Senf, Salz, Eigelb. Man kann auch ein wenig Endivien hinzunehmen.

Kohlsalat, russisch-polnisch. Nimm frischen Rotkohl oder rohen Sauerkohl aus der Tonne, bestreue mit Kümmel, gib ein wenig fein gewiegte Zwiebel, eine winzige Prise Zucker, etwas Salz und Pfeffer sowie den Saft roter Rübe, etwas Öl, Zitronensaft hinzu, trage eiskalt auf. Garniere eventuell mit Salatblättern. Kinder essen den frischen Sauerkohl auch gern mit Zucker bestreut. Je feiner der Kohl geschnitten ist, desto besser.

Selleriemus. Der geschälte, in Scheiben geschnittene Sellerie wird in Salzwasser blanchiert, abgeseigt und abgekühlt, in einer Kasserolle mit Fleischbrühe, Salz, Muskat und Butter weich und kurz gedämpft, durch ein Sieb geseiht, mit halb Rahm und halb Mehlschwitze angemacht und gut abgeschmeckt. Man rührt noch ein Stückchen frische Butter darunter und gart das Selleriemus beim Anrichten mit gerösteten Semmelmehlbrot.

Meerrettich als Beilage zum Karpfen. Je ein Teil feingeriebener Meerrettich und drei Teile geriebene, saftige, säuerliche Äpfel mit je einem Löffel Olivenöl, Weißwein, Zitronensaft, Zucker und Salz nach Geschmack vermengt und bergartig auf einer Glasschale angerichtet. Die Zubereitung darf erst kurz vor dem Gebrauch geschehen.

Meerrettichcreme. Aus gleichen Teilen Meerrettich und schaumig gerührter Tafelbutter, eine Prise Salz, etwas Weinessig, alles zu schaumiger Masse geschlagen, ebenfalls eine Fischbeilage. — Auch eine besonders bei Herrn beliebte Beilage zum Karpfen ist der gefrorene Meerrettich. Hierzu reibt man die Schale einer Orange auf ungefähr 40 bis 50 Gramm Zucker ab, den man dann fein stößt. Dann den Orangensaft dazu, je ein Eßlöffel sauren Rahm und Olivenöl, den Saft einer halben Zitrone, Salz, Pfeffer und fünf Eßlöffel geriebenen Meerrettich, die Mischung gut verrührt, in ein geschlossenes Glasgefäß geben und auf Eis gestellt. Der Meerrettich muß auf einer Glasreibe gerieben werden, daß er weiß bleibt.



Jungwirth, Herbstblumen

Bildgröße 60:47,5 cm

Scherl Drucke

65 verschiedene Darstellungen nach
Gemälden erster Künstler jetzt

Mark 5.-

Verlangen Sie illustrierten Katalog
mit 206 Abbildungen für 50 Pfennig.

In allen Buch- und Kunsthandlungen erhältlich
oder

KUNSTVERLAG SCHERL
BERLIN SW 68